

Jeno-Zeitung

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Deuden-Straße 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Postfach - Konto: Hannover 22 729.

Gronauer Volkszeitung

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus

Eper Volksblatt

Ämtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtparisse Ahaus, Gewerbank Ahaus und Stadt Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 10spaltige Millimeter für die Jenozeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Nummer 192

Sonntag, den 15. Juli 1934

Jahrgang 1934

Hohe Politik im Nahen Osten.

Von unserem Balkan-Korrespondenten.
ml. Istanbul, 10. Juli.

Der Aufenthalt des Schahs von Persien in der Türkei, der sich durch mehrere Wochen hinzog, und herzhafte Manifestationen des türkischen Volkes gegenüber seinem persischen Nachbarn ausgelöst hat, lenkt das Augenmerk der internationalen Politik auf die Vorgänge, die sich im Nahen Osten abspielen. Man kann ruhig behaupten, daß selten ein Staatsmann mit derartig freudigen Ovationen begrüßt und geehrt worden ist, wie der persische Souverän. Die türkische Presse bezeichnete unterschiedslos diesen Staatsbesuch als ein historisches Ereignis allerersten Ranges, und die zum Abschluß gebrachten gegenseitigen Verträge zwischen Ankara und Teheran stellen zweifellos den Beginn einer neuen Zusammenarbeit zwischen der Türkei und Persien auf breiter Basis dar. Dazu steht die Türkei in Schah Ali Riza Khan Pehlevi nicht nur als Staatsoberhaupt der Perser, sondern auch einen Revolutionserben des größten Stils, der nach der Abkehr seines Vorgängers sein Volk zielbewußt von Stufe zu Stufe in seiner Entwicklung vorwärts geführt hat. Kein Wunder, daß die Reize des Monarchen von der türkisch-persischen Grenze über Trapezunt — Samsoun und Sivas einem Triumphzug gleich, den man in derartigen Ausmaßen auch im Orient lediglich Staatsmännern von ganz großem Format bereitet.

Naturngemäß waren diese gesamten Vorgänge dazu angetan, die internationalen politischen Kreise zu mobilisieren, die eifrigst nach einer Lösung suchen, was den persischen Schah nach Ankara führte und welche Absichten er, in seiner Aktivität in Asien nicht unbekannt, mit seinen Verhandlungen mit Mustafa Kemal Pascha hegt. Zweifellos spielen hier wirtschaftliche Momente eine bedeutende Rolle; doch darüber hinaus sind es politische und ganz besonders militärische Vorgänge, die eine Regelung und Entscheidung finden sollen, und man spricht in eingeweihten türkischen Kreisen ganz offen von einem gegenseitig zum Abschluß gebrachten Militärbündnis, wenn auch die amtlich-türkischen Kreise diese Version zumindest als verfrüht bezeichnen. Auch die Frage der gemeinsamen Grenzlinie zwischen Persien und der Türkei, die bis heute immer noch keine endgültige Regelung und Festlegung erfahren hat, steht im Mittelpunkt dieser Konversation und stellt zweifellos das Kernproblem des persischen Staatsbesuches in der Türkei dar, da hier die gegenseitigen Anschauungen, die in den zurückliegenden Jahren häufig der Grund zu offenen Grenzrevolten waren, sehr weit voneinander abwichen. Immerhin sind auch hier unter dem Gesichtspunkte weitgehendster Sicherheit und enger Zusammenarbeit durch den Besuch in Ankara die schwierigsten Gegenstände überbrückt worden, eine Großtat, die nicht nur das persisch-türkische Zusammenleben angeht, sondern sich auf das gesamte politische Leben Vorderasiens auswirken wird.

Asien ist erwacht und schüttelt mehr als je fremde Bevormundung und Bestimmung des eigenen Schicksals durch die Großmächte Europas ab. Es wäre grundfalsch, unter diesem Gesichtspunkte den türkischen Besuch des Schahs der Perser als einen einfachen Akt der Kurtoisie zu betrachten, als einen Staatsbesuch, der in der Türkei seinen Anfang nimmt und der sich auf die weiteren europäischen Staaten ausdehnt. Daß dieser Besuch in seiner heutigen Form zustandekam, ist das Werk und die Arbeit eines zurückliegenden Jahrzehnts, in dem durch die türkische und persische Diplomatie eifrig an der Liquidierung aller Gegensätze gearbeitet wurde. Nach einer Epoche gegenseitigen Bekämpfens steht heute die vertragliche gemeinsame Kräftegruppierung der asiatischen Länder unmittelbar bevor, die engste Zusammenarbeit der Türkei, Persiens, des Iraks, Afghanistans und der arabischen Länder vorsieht und deren Verwirklichung lediglich eine Frage der Zeit ist. Der türkischen Diplomatie gebührt die Anerkennung, daß sie trotz ihrer außerordentlichen Aktivität auf dem Gebiete der europäischen Politik ihre Orientierung gen Asien nicht vernachlässigt hat; sie ließ sämtliche ihr zur Verfügung stehenden Kräfte spielen, um ihrer Südostpolitik die Richtung zu geben, in der sich heute die politischen Vorgänge in Asien bewegen. Nicht nur Europa ergreift sich in Regionalpacten, auch Asien befolgt das gleiche Rezept, jedoch hier wird Realpolitik getrieben, die auch die tatsächlichen Interessen der Vertragspartner vertritt, während in Europa Machtintrigen der Großmächte die Gestaltung der Allianzen und Bündnisse bestimmen.

Wenn in Ankara nicht bereits schon heute in offizieller Form ein feierlicher türkisch-persischer Freundschaftsvertrag zur öffentlichen Unterzeichnung zwischen Mustafa Kemal Pascha und Schah Ali Riza Khan Pehlevi gelangte, man vielmehr die Vertraulichkeit vorzog, so liegt der Grund zu diesem Vorgehen in der Absicht der türkischen Politik, auch mit den anderen asiatischen Ländern zu einem gleichen Einvernehmen zu kommen, um dann im gegebenen Zeitpunkt die politische Einigung aller Länder des Nahen Orients zu verkünden und durch einen Generalfreund-

schaftspakt zu krönen, ohne daß zeitlich dem einen oder dem anderen Staate das „Pro“ gegeben wurde. Bis dahin ist es Aufgabe der Staatsmänner, mit ihren Nachbarn durch Vorverträge, wie dies augenblicklich bei der Türkei und Persien der Fall ist, zu einer Einigung und Verständigung und Zusammenarbeit zu gelangen. Daß hierbei die Türkei die Führung innehat, verdankt sie nicht nur ihrer Initiative zur Erreichung des gesteckten Zieles, sondern auch ihrer geographischen Lage an der Grenze des Morgen- und des Abendlandes.

Diese außerordentliche Aktivität stellt die Türkei in den Mittelpunkt des politischen Schwerkraftes; das türkisch-russische Bündnis verleiht Ankara eine beachtenswerte Stärke, die treibende Kraft der Türkei bei der Verwirklichung des Balkanpactes stärkt ihren Einfluß gegenüber dem europäischen Südosten, das bevorstehende Zusammenbringen eines asiatischen Staatenbundes im Nahen Osten unter türkischer Führung aber krönt zweifellos das Werk dieser Politik der türkischen Republik. Nicht nur Persien und die Türkei, auch die anderen Länder des Nahen Orients haben

deutlich erkannt, daß ihre Zusammenarbeit Gebot der Stunde ist. Die Garantien dieser Zusammenarbeit aber können nur Persönlichkeiten von wirklichem Format geben, wie sie die Türkei in Kemal Pascha und Persien in dem gewesenen Kommandanten der Kosakenregimenter und heutigen Monarchen Khan Pehlevi besitzen. Die vor zehn Jahren begründete neue türkische Hauptstadt aber beginnt, ein Zentrum der internationalen Politik zu werden, mit dem auch die Großmächte immer mehr rechnen müssen.

Der Eindruck der Kanzlerrede im Ausland.

Starke Beachtung überall.

Ueber den Eindruck, den die Reichstagsrede des Führers im Ausland gemacht hat, verbreitet das Deutsche Nachrichtenbüro verschiedene Meldungen. Danach haben die Enthüllungen Hitlers vor dem Reichstag in England großes Aufsehen und Erschütterung hervorgerufen. Eine führende Abendzeitung brachte bereits am Freitag um 22 Uhr eine Sonderausgabe mit dem hauptsächlichsten Inhalt der Rede heraus. Der englische Rundfunk übertrug einen Teil der Rede. Auch in der Londoner Morgenpresse nimmt die Erklärung des Reichstags den ersten Platz ein und wird überall in größter Aufmerksamkeit und teilweise in vollem Wortlaut wiedergegeben. Allgemein wird zum Ausdruck gebracht, daß Hitler eine sehr eingehende Darlegung des staatsvertragsmäßigen Anschlages und der Strafmaßnahmen gegeben habe. Im Bericht der „Times“ heißt es: „Hitler malte ein außerordentliches und schreckliches Bild“. — Die übrige Londoner Presse berichtet allgemein in großen Schlagzeilen von den „sensationalen Enthüllungen“ über den Anschlag. Der „Daily Express“ titelt an der Spitze seiner Meldung die Erklärung Hitlers, daß er die Verantwortung vor der Geschichte übernehme. Die „Daily Mail“ unterstreicht die ungeheure Begeisterung, mit der die Erklärung des Führers im Reichstag aufgenommen wurde.

Die Pariser Morgenpresse gibt die Rede des Führers sehr ausführlich wieder. Die Berliner Sonderberichterstatter der Blätter unterstreichen den großen Beifall, durch den die Ausführungen des Reichstags immer wieder unterbrochen wurden, enthalten sich aber im allgemeinen einer eigenen Stellungnahme. Die Blätter stellen jedoch mit einigem Bedauern fest, daß die in der hiesigen Presse schon seit einigen Tagen angelegten außenpolitischen Erklärungen ausgenutzt worden sind, schreiben dies aber dem Umstand zu, daß der Führer angesichts der neuesten außenpolitischen Ereignisse nicht genügend Zeit gehabt habe, um die im Vordergrund stehenden Fragen zu prüfen.

Aus Warschau meldet DNB: Die auch in Polen mit großer Spannung erwartete Rede des Reichstags-

lers hat hier ihren durchschlagenden Eindruck nicht verfehlt. Die Blätter beschränken sich wie gewöhnlich in solchen Fällen zunächst auf umfangreiche telegraphische Berichte ihrer Korrespondenten oder der Polnischen Telegraphen-Agentur, die durchweg an hervorragender Stelle mit besonderer Hervorhebung der einschlagenden Redewendungen veröffentlicht werden. Die offizielle „Gazeta Polska“ beginnt mit einer einführenden Meldung ihres Berliner Korrespondenten, worin von einer dramatischen Sitzung des Reichstages gesprochen wird, mit der gleichzeitigen Unterbrechung, daß die Rede des Reichstags den ganzen deutschen Volk und die ganze Welt gehört habe. Stürmischer und langanhaltender Beifall sei die Antwort auf die Ausführungen des Reichstags gewesen. In den Augen der anwesenden Deutschen spiegelt sich eine aufrichtige Rührung. In der Meldung wird ferner besonders die Stelle der Rede hervorgehoben, wo der Reichstagsführer über die Reichswehr sprach und „in klarer Form ihre Rolle auf die rein militärische Aufgabe beschränkte“. Zum Schluß dieser Einführung wird erklärt, daß in diplomatischen und journalistischen Kreisen

Berlins die Auffassung überwiege, die Rede Hitlers werde auf die Festigung der Verfassung und die Regierung positiven Einfluß ausüben und die Stellung des Kanzlers nur noch mehr stärken. Auch die Oppositionspresse bleibt in keiner Weise hinter der Regierungspresse zurück. Das maßgebliche national-demokratische Blatt, die „Gazeta Warszawska“, veröffentlicht unter der Überschrift „Große Rede Hitlers in der Reichstags-Sitzung“ die Rede des Kanzlers fast auf der ganzen ersten Seite im Faksimile.

Die New Yorker Morgenblätter veröffentlichen den Wortlaut der Kanzlerrede in großer Aufmerksamkeit. In Schlagzeilen werden besonders die Stellen der Rede hervorgehoben, in denen der Führer erklärt, daß Deutschland dem Boykott der Welt Trotz bieten werde und ferner die Ausführungen des Kanzlers über die gerechtfertigten Erschießungen. Wie groß das Interesse der amerikanischen Zeitungen für die Hitler-Rede war, geht daraus hervor, daß zahlreiche große Blätter den vollen Wortlaut der Rede anforderten, obwohl die Associated Press den Zeitungen einen Auszug von 12 000 Worten in Aussicht gestellt hatte.

Polen und Ostlokarne.

Keine Ueberstürzung.

DNB Warschau, 14. Juli.

Die „Gazeta Polska“ setzt sich sehr eingehend mit dem sogenannten Ostlokarne auseinander. Diese Ausführungen sind von der amtlichen Polnischen Telegraphen-Agentur in ihren Dienst übernommen worden, wobei der Charakter der „Gazeta Polska“ ausdrücklich unterstrichen wird.

Der Besuch Barthous in London, schreibt das Blatt, hat Gelegenheit gegeben, die Haltung Großbritanniens zu den Garantieplänen zu klären. Die britische Regierung hat sich bereit erklärt, der Garantieplattform gegenüber eine wohlwollende Haltung einzunehmen, nachdem sie gewisse Abänderungen des ursprünglichen Ent-

wurfs erzielt hat. Dabei wird der feste Entschluß Großbritanniens, an solchen Faktumachungen selbst nicht teilzunehmen, weiterhin aufrechterhalten. Die Situation, die damit geschaffen wurde, ist nicht neu. Offenbar haben die Urheber des Planes das Wesen des Ostlokarne nicht nur mit Zuhilfenahme hinsichtlich der Annahme des Faktprojektes beachtet, sondern auch mit Zuhilfenahme auf dem Gebiet der Abrüstung. Das stellt vielleicht eine viel wesentlichere Tatsache dar, als die englische Erklärung. Daß England an dem Pakt nicht teilnehmen will, bedeutet, daß das Gewicht der englischen Erklärung eine wesentliche Einbuße erleidet.

Polen hat bis jetzt in einer abwartenden Haltung verharret. Das bedeutet weder, daß es untätig ist, noch daß es passiv geblieben ist.

Schon die Tatsache, daß die ganze Frage von einem Verbündeten Polens, nämlich von Frankreich aufgeworfen wurde, ist hinreichend, um die polnische Regierung zu einer besonders gewissenhaften Prüfung der Angelegenheit zu veranlassen. Klar ist jedoch, daß die Beweggründe, die hinreichen mögen, um den Entschluß Frankreichs zu unterbauen, keineswegs zwangsläufig auch die Haltung Polens von vornherein bestimmen müssen, ganz besonders nicht, wenn es sich um Fragen handelt, die Polen viel näher interessieren als Frankreich und seit bedeutend längerer Zeit als Frankreich. Das trifft ganz besonders zu im Fall des baltischen Garantiepaktes. Polen wird nie seine Mithilfe bei Bestrebungen verweigern, deren Ziel es ist, sich um den Frieden und um eine bessere Sicherstellung seiner Dauerhaftigkeit zu bemühen. Es hat auch bisher seine Mithilfe in dieser Beziehung nie verweigert. Aber gerade deshalb drängt sich die Notwendigkeit, die Fragen genau zu untersuchen, umso zwingender auf, als bis jetzt gerade die Elemente, die unentbehrlich sind zur Bestimmung der Entscheidung, die Polen zu treffen hat, nicht mit genügender Klarheit herausgearbeitet sind.

Wir verweisen nur darauf, daß es unbekannt ist, welche Haltung Deutschland einnimmt, insbesondere gegenüber der französischen Absicht, den Pakt mit dem Völkerbund in enge Verbindung zu bringen. Wir wissen nicht, welche Haltung die Sowjet-Union einnimmt und welche Bedingungen von dieser Seite unter Umständen gestellt werden könnten. Wesentlich ist auch die Tatsache, daß eine mit Polen verbündete Macht, nämlich Rumänien, in der Zahl der Staaten, die in den Genuss der Garantie kommen sollen, nicht genannt worden ist. Das alles sind Fragen, die keineswegs vernachlässigt werden können.

Die polnische Regierung erklärt sich ohne Hintergedanken und fest entschlossen dazu bereit, in den Grenzen, die ihr durch die grundlegenden Interessen des polnischen Staates gezogen sind, nach Garantien für einen dauerhaften Frieden zu suchen.

Abschließend bemerkt das Blatt, es liege keinerlei Vorschlag vor, der Polen zwingen müsse, die Entscheidung in allzu großer Ueberstürzung zu treffen. Denn es müßte festgestellt werden, daß alles, was den wesentlichsten positiven Inhalt einer Vereinbarung von der Art des Locarno-Paktes darstellen könne, in Ostlokarne schon zur Wirklichkeit geworden sei und zwar in Gestalt der Nichtangriffsvereinbarungen, die Polen mit Deutschland und mit der Sowjetunion eingegangen sei. Dadurch werde die polnische Regierung davor bewahrt, allzu plötzlich und unüberlegte Entschlüsse zu fassen, und die polnische Nation habe die Möglichkeit, mit Ruhe die Entscheidung abzuwarten, die von der Regierung ert in dem Moment gefällt werden würde, in dem sie wirklich gereift sei.

Der Führer bei seiner Rede im Reichstag.



Links auf den Regierungsbänken (vorne links): der Stellvertreter des Führers Reichsminister Rudolf Heß, daneben Reichsaußenminister Frhr. von Neurath. Dahinter Reichsarbeitsminister Franz Sedlitz. Hinter dem Führer auf dem Präsidentenstuhl Hermann Göring.

Englische Bemerkungen zur Rede Simons.

London, 14. Juli.

Der Plan des O'Harcourt-Pattes in der von Sir John Simon im Unterhaus dargelegten Form wird von der großen Mehrheit der englischen Presse freundlich begrüßt. Gleichzeitig wird die ablehnende Stellungnahme Deutschlands und ihre Begründung ausführlich und an herbeizugender Stelle wiedergegeben. Die „Times“ schreibt in einem Leitartikel, man müsse der englischen und der französischen Regierung großes Lob dafür zollen, daß sie den Grundsatz der Gegenseitigkeit in den Vordergrund gestellt und angenommen hätten. Die Mitteilung Mussolinis, daß der Vatikanische neue Möglichkeiten auf dem Gebiete der Begrenzung oder Herabsetzung der Rüstungen bietet und die Anerkennung der deutschen Gleichberechtigung umfasse, sei auch die ausgesprochene Ansicht der englischen Regierung. Die Unterhausrede habe klar gezeigt, daß die englische politische Meinung sich mehr und mehr von dem Gedanken der reinen Isolierung entferne. Der Isolierungsgedanke, so behauptet das Blatt, habe niemals tiefe Wurzeln in der englischen Geschichte gefaßt.

Das Blatt weist in diesem Zusammenhang auf die Erklärung Simons über die Unverletzlichkeit Belgiens hin und erklärt, daß Belgien und die Kanalhäfen niemals ein so wichtiges Element in der englischen Sicherheit gewesen seien wie im jetzigen Zeitalter der Bombenflugzeuge und weitreichenden Geschosse. Diejenigen, die noch davon sprechen möchten, daß England nur auf englischem Boden verteidigt werden solle, müßten als Hinterwälder betrachtet werden, und es sei gesunder Menschenverstand und nicht Altruismus, daß England mit einem allgemeinen System für die Verhinderung eines Angriffes verbunden sei und den Aktionsradius seines eigenen Verteidigungssystems ausdehnen müsse. Andererseits wünsch England keine politischen Bündnisse. Über begrenzte regionale Verpflichtungen seien ein wichtiger Teil der nationalen Sicherheit. Aus den Anfängen der regionalen Abmachungen könne schrittweise ein allgemeines Sicherheitssystem herausgebildet werden, das beinahe automatisch eine Herabsetzung der nationalen Rüstungen zur Folge haben würde.

„Daily Express“ zeigt als einzige Zeitung eine Erkenntnis der weitreichenden Folgen, die der Ostpakt nicht nur für Mitteleuropa, sondern auch für England mit sich bringen würde. Bevor man Beifall rufe, solle man den Pakt etwas eingehender prüfen. Angenommen, es erhebe sich ein Streit über die russische Grenze und Polen besetze die Ukraine, dann müßte Frankreich auf der Seite Russlands eingreifen. Wenn Frankreich aber mit seinen Truppen durch Deutschland marschiere, dann müßte England sich auf die Seite Deutschlands stellen. Das O'Harcourt-Patte erweitere das „Zündstoffgebiet“ in Europa und erhöhe die Verantwortlichkeiten Englands.

Eröffnung des Volksgerichtshofes.

DNB Berlin, 14. Juli.

Im feierlich geschmückten Plenarsaal des Preußenhauses trat am Sonnabend vormittag 10 Uhr der durch Gesetz vom 24. April d. Js. gegründete neue Volksgerichtshof zur Bekämpfung von Hoch- und Landesverrat zu seiner ersten Konstituierenden Sitzung zusammen. Der Plenarsaal, der seinen besonderen Schmuck durch ein unter dem Bild des Führers und des Hofratsabzeichens vor dem Rednerpult angebrachtes Bild roter Hortensien erhalten hatte, bot ein würdiges Bild.

Die richterlichen Mitglieder und die Laien-Mitglieder des Volksgerichtshofes nahmen auf der rechten Empore Platz. Die linke Empore wurde eingenommen von der zum Volksgerichtshof abgeordneten Reichsanwaltschaft.

Reichsjustizminister Dr. Gürtner eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in der er u. a. ausführte:

Durch das Vertrauen des Reichstages sind Sie, meine Herren, zu Richtern des Volksgerichtshofes berufen worden. Sie sollen heute als erste Handlung das eidlische Gelöbnis der treuen Erfüllung ihrer Pflichten ablegen. Der Volksgerichtshof wird in Zukunft über Hoch- und Landesverrat richten. Kein Volk, wie gesund es auch sei, kein Staat, wie festgefügt er auch sei, darf einen Augenblick die Wachsamkeit außer acht lassen, um nicht solchen Angriffen zum Opfer zu fallen. Nicht die Führung des unmittelbaren Abwehrkampfes ist Ihnen in Ihrem Richteramt zugeteilt, sondern die Sühne für das erkannte und festgestellte Verbrechen. Das Schwert des Gesetzes und die Waage der Gerechtigkeit sind in Ihre Hand gegeben. Beides zusammen ist der Inbegriff des Richtersamtes, dessen Größe und Verantwortung gerade im deutschen Volk von jeher ehrfurchtsvoll empfunden und mit der Gewissenhaftigkeit der Unabhängigkeit bekleidet worden ist.

Ich weiß, daß Sie alle von dem heiligen Ernst dieses hohen Amtes durchdrungen sind. Es kann Sie deshalb nicht anfechten, wenn Sie draußen in der Welt schon vor dem Beginn Ihres Wirkens als ein Revolutionstribunal begrüßt worden sind, das dazu bestimmt ist, sich nicht an Gesetz und Recht zu kehren. Wir hören solche Stimmen nicht. Walten Sie Ihres Amtes als unabhängige Richter, verpflichtet allein dem Gesetz, verantwortlich vor Gott und Ihrem Gewissen.

In dieser Erwartung bitte ich Sie jetzt, die treue Erfüllung Ihrer Pflichten durch einen feierlichen Schwur zu geloben. Der Eid, den Sie leisten sollen, hat einen doppelten Inhalt. Sie nehmen darin die allgemeinen Pflichten auf sich, die jeder Reichsbeamte zu erfüllen hat und Sie geloben ferner die gewissenhafte Erfüllung der besonderen Pflichten, die Ihnen als Richter des Volksgerichtshofes obliegen.

Sie schwören bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß Sie Volk und Vaterland Treue halten, Verfassung und Gesetz beachten und Ihre Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, und daß Sie die Pflichten eines Richters des Volksgerichtshofes getreulich erfüllen und Ihre Stimme nach bestem Wissen und Gewissen abgeben werden.

Nach der Eidesleistung und der Aushandigung der Bestallungsurkunden schloß der Minister mit den Worten: Die Vereidigung ist beendet. Der Volksgerichtshof ist zusammengetreten. Ich gebe an ihn den Auftrag des Gesetzgebers weiter, seine Tätigkeit nach dem Gesetz vom 24. April d. Js. aufzunehmen und sie zu führen im Dienste der Gerechtigkeit, zum Wohle des deutschen Volkes.

Nach der Eröffnungsrede des Ministers erhob sich der Präsident des Volksgerichtshofes, Rechtsanwalt Dr. Berner, in der er im Namen der Mitglieder des Volksgerichtshofes dem Führer und dem Minister für das dem Gerichtshof entgegengebrachte Vertrauen dankte. Wir werden, erklärte Präsident Berner, unsere ganze Kraft daran setzen, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Das Gesetz, nach dem wir zu urteilen haben, ist klar und eindeutig. Wir werden es so anwenden, wie es dem Willen des Gesetzgebers entspricht, wie wir es vor Gott und unserem Gewissen verantworten können.

Als Vertreter der Reichsanwaltschaft sprach dann Oberstaatsanwalt Dr. Berner. Er betonte, daß die Reichsanwaltschaft, die sich in dem Eifer ihrer Pflichterfüllung von niemanden überbieten lasse, stolz auf diese Berufung sei und ihr freudig folgen werde.

Der Reichsjustizminister brachte darauf ein dreifaches Siegel auf den Reichspräsidenten und den Führer aus. Damit war die erste Sitzung des Volksgerichtshofes nach knapp 1/2 stündiger Dauer beendet.

Die heilige Flamme am Bischofsgrab.

Katholisches Werkvolk ehrt Bischof von Ketteler.

be Mainz, 13. Juli.

Heute ist der Todestag von Ketteler, jener gewaltigen Bischofsgehalt, die im vorigen Jahrhundert Führer und Vorbild für den deutschen Katholizismus war. Am treuesten bewahrt das katholische Werkvolk das Andenken dieses Kirchenfürsten aus westfälischem Adelsstamm. Symbol dieses unaussprechlichen Dankes der Arbeiterschaft gegen Wilhelm Emanuel von Ketteler soll die Flamme sein, die in Zukunft gemäß dem Willen des Werkvolkes immerdar an der Gruft des „sozialen Bischofs“ brennen wird.

An von Kettelers Todestag haben die Arbeiter das heilige Feuer im Rahmen einer glänzenden, von tief inniger Frömmigkeit befehlten Feier an seinem Grab im Mainzer Dom entzündet. Sie holten es aus dem Glut eines Hochofens in Hamborn, das mit Duisburg zusammen eine Großstadt bildet. Am Feuer des Hochofens entzündeten sie unter Gebet geweihte Kerzen.



Wilhelm Emanuel von Ketteler

Sie brachten das Licht ehrfurchtsvoll zur Lambertikirche in der Bischofsstadt Münster, wo Wilhelm Emanuel von Ketteler vor 133 Jahren die Taufe empfing. Dort wurde das Licht geweiht und in feierlicher Prozession vor dem Allerheiligsten durch die Kirche getragen.

Heute wurde es in einem Sonderzuge, den 1000 katholische Arbeiter füllten, den Rhein aufwärts nach der alten Bischofsstadt Mainz gebracht. Dort warteten die Katholiken von Mainz und Binger, die in Sonderzügen aus Frankfurt und ganz Hessen-Darmstadt eingetroffen waren, auf die Ankunft der Rheinländer und Westfalen. Eine ungeheure Volksmenge säumte den Weg vom Hauptbahnhof bis zum Dom. Hier konnte die Feier wegen der Übertragung der Rede des Reichstages durch den Rundfunk erst kurz vor 22 Uhr beginnen.

Nach dem Chor: „Ein Haus von Glorie schauet“ verdrängten die Priester am Altar und die Menge der Wallfahrer ein gedanktiefes Wechselgebet, dessen Eigenart durch Sätze gekennzeichnet wird wie folgende: „Dank sei Dir Gott“, die Glut der Hochöfen brennt für Dich, und wenn wir hinabfahren in die Nacht der Berge, auch in Dunkelheiten bist Du zu finden, denn Du bist das allgegenwärtige, das ewige Licht.“

Domkapitular Dr. Lenhart hielt die Festpredigt. Er dankte dem „lieben, treuen, katholischen Werkvolk für den opfervollen Weg, auf dem sie das Licht hierher gebracht haben.“ Er feierte von Ketteler als Feuerfackel, von Gott entzündet, mit unerschütterlicher katholischer Treue, mit echter Ketteler-Treue, die durch alle Irrnisse, Wirrnisse und Bedrängnisse des Lebens und auch noch des gegenwärtigen Lebens leuchtet.

Die vielen Tausenden von anwesenden Männern sprachen ein einmütiges Treuegelöbnis zum Glauben und zur Kirche nach. Der Schwur der Treue wurde bekräftigt durch das Bekenntnis-Lied „Recht soll mein Taufband immer stehen“. Nach weiteren Wechselgebeten zwischen Priester und Volk, deren Text gedruckt in allen Händen sich befand, nahm Bischof Dr. Hugo die Weihe des am Grab Kettelers stehenden Leuchters vor und entzündete mit den dargebrachten Kerzen und Grubenlampen das heilige Feuer, das fort und fort dort brennen soll. Dann wurden Kerzen und Grubenlampen gelöscht. Ein Priester verrichtete alsdann folgendes Gebet: „Allmächtiger Gott! Du hast durch Deinen Sohn der Welt das Feuer Deiner strahlenden Heiligkeit mitgeteilt, heilige dieses aus der Erde entnommene Feuer und verleihe, daß es am Grab

Der deutsche Kreuzerbesuch in Portsmouth.

DNB London, 13. Juli.

Hunderte von Engländern besuchten am Donnerstag die beiden im Hafen von Portsmouth liegenden deutschen Kreuzer „Königsberg“ und „Leipzig“. Alle sprachen sich sehr lobend über die Höflichkeit und Zuverlässigkeit aus, mit der sie von Offizieren und Mannschaften aufgenommen wurden. Eine Gruppe deutscher Matrosen wurde am Donnerstag von ihren englischen Kameraden in der Kaserne von Colney bewirtet. Bei einem freundschaftlichen Wasserballspiel siegte die deutsche Mannschaft mit 5:4 Toren.

Der Flottenkorrespondent des „Daily Telegraph“, Hector Blywater, schreibt über seine Eindrücke folgendermaßen: „Die deutschen Offiziere und Mannschaften sind die Höflichkeit selbst gegenüber ihren englischen Gästen. Ich kann unseren Besuchern kein höheres Lob aussprechen, als die Erklärung, daß sie mit ihrem schneidigen Auftreten gut mit der Befahrung eines Eliteschiffes in der englischen Flotte verglichen werden können. Sämtliche Aufmerksamkeiten, die ich von Kapitänen gehört habe, enthalten eine Note voller Achtung und Bewunderung für das deutsche Personal.“

In der Londoner deutschen Botschaft fand am Donnerstagabend ein großer Empfang anlässlich des deutschen Flottenbesuches statt. Die Offiziere der deutschen Kreuzer waren in Paradeuniform erschienen, ebenso der deutsche Marineattaché, Kapitän Berner. Neben dem deutschen Botschafter v. Hoesch lag man den Landesgruppenführer der NSDAP, Bene, sowie Fürst und Fürstin Bismarck von der deutschen Botschaft. Bei deutschem Bier und in angeregter Stimmung hatte die Londoner deutsche Kolonie ausgiebig Gelegenheit, mit den Vertretern der heimischen Flotte in Fühlung zu kommen. Am Wochenende werden viele in London anfallige

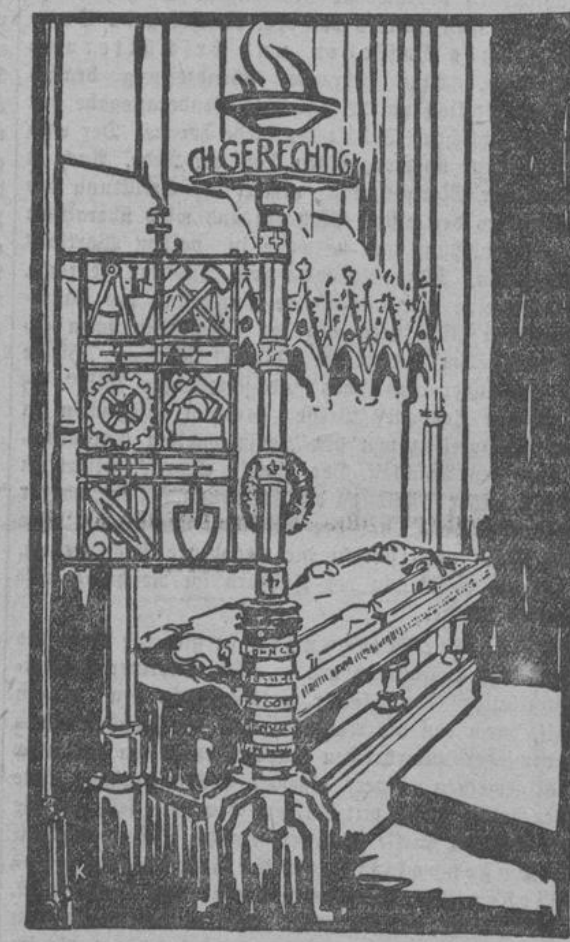
Deines Dieners Wilhelm Emanuel, Bischof von Mainz, immerfort brennen möge als ein Zeichen der unvergänglichen Liebe Deines katholischen Volkvolkes und als eine heilige Mahnung an alle Pilger, die an diesem Grab zu Dir beten werden, damit sie mit klaren Augen erkennen, was uns, unseren Familien, den Ständen und dem Volke förderlich ist und Dir zur Ehre gereicht.“

Das gesamte Werkvolk antwortete dem Geistlichen: „Solange wir auf Erden wandeln, laßt uns das Licht dieser Schale hüten und zur Hilfe nehmen. Laßt es uns weiterreichen, daß allen Werkvolksbrüdern der Weg helle werde und sie wieder zurückfinden zu Dir, o Gott.“

Darauf bestieg der Bischof in den Pontifikalgewändern die Kanzel, um seinen Zuhörern ein kurzes, aber feierliches Wort zu sagen. Bischof Ketteler — so führte er aus — war ein Licht für seine Zeit und ist ein Licht für unsere Zeit und wird für die Zukunft noch lange ein Licht sein. Er sah voraus, was sich Großes vorbereitete. Er betrachtete es nicht unter seiner Würde, sich auch mit Politik zu beschäftigen, aber er war nie ein Parteimann, immer schaute er nach dem Höchsten. Wenn wir nichts von ihm hätten an geschriebenem Wort als jenen einen Satz: „Die Würde eines Staates besteht zuerst in der Würde seiner einzelnen Glieder“, dann wüßten wir, wie edel seine Würde und wie edel seine Auffassung war. Der Bischof rühmte am Ketteler die Erkenntnis von der ungeheuren Bedeutung des sozialen Moments. Ketteler habe die soziale Frage beurteilt von den großen Grundprinzipien der religiösen Liebe. Seine Zuhörer mahnte der Bischof zum Schluss: „Kämpft betend und betet kämpfend!“ Er dankte der Arbeiterschaft für ihr Treuebekenntnis, auch im Namen seines toten Vorgängers. Dann spendete er den Gläubigen den bischöflichen Segen.

Ein ergreifender Augenblick war es, als die Führer des katholischen Arbeiterverbandes gemeinsam an das Grab Kettelers herantreten und im Schein der heiligen Flamme das Gelöbnis ablegten, alle Kräfte der Seele, des Geistes und des Blutes bereitstellen zum Dienst an den ewigen, gottgewollten Gemeinschaften, Familie, Stand, Bund, Kirche und Vaterland.

Während das Muttergotteslied: „Meerflut, wir Dich grüßen“, ertönte, empfingen die Teilnehmer an der Feier Licht vom Grab Kettelers, immer mehr Kerzen entzündeten sich und die Tausende, die brennenden Kerzen in den Händen, ordneten sich zu einer gewaltigen Lichtprojektion, in deren Mitte das Allerheiligste um den Dom getragen wurde. Auf den Klagen und Strahlen hatte sich eine nicht übersehende Menge versammelt. Sie zeigte eine vorbildliche Haltung, wie sie auch mit größter Aufmerksamkeit der Feier, die durch Lautsprecher in die Nachbarschaft übertragen wurde, folgte.



Das Grab im Dom zu Mainz mit dem Ketteler-Leuchter.

Der Gesang des Liedes „Großer Gott, wir loben Dich“ bildete den Ausklang dieser die Menge hinreichenden Abendfeier am Grab des Mainzer Volksbischofs. Noch lange stand der Dom in der mittelmäßigen Stunde im strahlenden Glanze der Scheinwerfer. Der Hauptturm des mächtigen Gotteshauses war dazu noch von innen heraus beleuchtet.

Am anderen Morgen las der Bischof von Mainz im Dome eine Pontifikalmesse, die zugleich für die Pilger den Abschied vom Grab ihres toten Führers bedeutete. Sonderzüge führten sie wieder ihrer Heimat entgegen.

Deutsche nach Portsmouth pilgern, um die deutschen Kriegsschiffe zu besichtigen.

Deutsche Torpedoboote in Schweden.

DNB Stockholm, 13. Juli.

Die deutsche 1. Torpedoboot-Halbflottille unter Kommandantenkapitän Hans Witow traf am Mittwoch vormittag im schwedischen Hafen Södertälje ein. Die Halbflottille besteht aus den Booten G7, G8, G10 und G11. Die Befahrung der Boote haben eine längere Ausbildungszeit hinter sich; zwei des Aufstufes in Södertälje ist Erholung und Entspannung der Mannschaften von ihrem anstrengenden Dienst. Am Freitag unternahm ein Teil der Befahrungen einen Ausflug nach Stockholm. Am Montag werden die Boote die schwedischen Gewässer wieder verlassen.

Der Besuch der deutschen Torpedoboote in Kopenhagen.

DNB Kopenhagen, 14. Juli.

Die IV. Torpedoboot-Halbflottille der Reichsmarine ist am Freitag zum Besuch in der dänischen Hauptstadt eingetroffen. Zum Empfang hatten sich viele Zuschauer eingefunden. Unter den Anwesenden befanden sich auch der deutsche Gesandte und viele Angehörige der deutschen Kolonie.

Nachdem die Torpedoboote festgemacht hatten, besichtigten zur Begrüßung eine Reihe dänischer Torpedoboote vorbei, während die Befahrungen der deutschen Boote auf Deck angetreten waren.

Am Nachmittag wurde von der deutschen Kolonie für die Hälfte der aus 480 Mann bestehenden Befahrung der Torpedoboote eine Rundfahrt durch die Stadt veranstaltet. Am Abend fand in der deutschen Gesandtschaft ein Empfang statt.

Weitere Maßnahmen gegen das memelländische Deutschum.

DNB Rowno, 13. Juli.

Das litauische Gesetz über den Staatsbüch (Gesetz über den Kriegszustand, der in Litauen schon seit Beginn der Unabhängigkeit und im Memelgebiet seit 1926 ununterbrochen besteht) ist in Zukunft auch auf das passive Wahlrecht und die Zugehörigkeit zu öffentlichen Körperschaften außerordentlich verschärft worden. Eine jetzt erlassene Ergänzung zum Paragraphen 10 dieses Gesetzes sieht folgendes vor: Personen, die einer der Staatsbüchtheit gefährdenden und deshalb verbotenen oder suspendierten Organisation angehören und sechs Monate vor dem Verbot der Organisation nicht ausgeschieden waren, verlieren das Recht, in den litauischen und memelländischen Landtag, in die Organisationen der Selbstverwaltung und Zivilkörperschaften, die Landwirtschafts- und Handelskammern, die Genossenschaften usw. gewählt zu werden. Darüber hinaus dürfen solche Personen auch keiner öffentlichen Körperschaft, Genossenschaft usw. als Mitglieder angehören. Damit soll ausgeschlossen werden, daß die gesamten memelländischen Organisationen, insbesondere auch die wirtschaftlichen, durch litauische ersetzt werden, zugleich aber soll auch für die kommenden Neuwahlen eine ganz andere Basis geschaffen werden. Denn es gibt kaum ein Mann in Memelland, der nicht den verbotenen Parteien angehört hat, außer vielleicht einia von der Bevölkerung als rückständig abgelehnten Mitgliedern der alten memelländischen Volkspartei oder auch der Landwirtschaftspartei. Die Litauer würden damit nach der Entlassung der Beamten das Übergewicht der deutschstämmigen Bevölkerung vollkommen erobern.

Der englisch-norwegische Fischerstreit.

DNB Oslo, 12. Juli.

Die Anweisung des Lordliegendewahrsers Eden, den englischen Dampfern an der norwegischen Küste die Entsendung englischer Kriegsschiffe in Aussicht gestellt hat, um sie vor den angeblichen Übergriffen der norwegischen Behörden zu schützen, hat den norwegischen Außenminister am Donnerstag mittag zu einer Stellungnahme veranlaßt. Der Minister erklärte, daß Norwegen die Einhaltung einer vier Meilenlangengrenze an der norwegischen Küste seit jeher verlangt habe und auch weiter verlangen werde, da dies für die arme Küstenbevölkerung von lebenswichtigem Interesse sei. Gerade zwischen der drei Meilenlangengrenze und der vier Meilenlangengrenze lägen die wichtigsten Fischbänke der Norweger.

Dr. Gereke zu 2 1/2 Jahren Gefängnis verurteilt.

DNB Berlin, 14. Juli.

Im Prozeß gegen den früheren Reichskommissar Dr. Gereke verurteilte am Samstag nach etwa viermonatlicher Verhandlung der Vorsitzende der 8. Strafkammer des Berliner Landgerichts, Landgerichtsdirektor Lempke, folgendes Urteil: Dr. Gereke wird wegen Betruges in zwei Fällen zu 2 1/2 Jahren Gefängnis verurteilt. 1 Jahr 3 Monate der Untersuchungshaft werden ihm angerechnet. Der Haftbefehl bleibt aus den bisherigen Gründen aufrechterhalten. — Der Mitangeklagte Freygang wurde freigesprochen.

Die deutsche Himalaja-Expedition 7500 Meter hoch.

DNB Berlin, 14. Juli.

Die deutsche Himalaja-Expedition ist, wie dem drahtlosen Dienst, dem Nachrichtenamt des deutschen Rundfunks, von dem Expeditionsleiter Willi Merkl gemeldet wurde, bei ihrem Angriff auf den noch unbezungenen Nanga Parbat, einen der höchsten Gipfel der Erde, bis zu 7500 Meter Höhe vorgedrungen.

Frankreich ehrt die Befahrung der „Dresden“.

DNB Paris, 14. Juli.

Im Kriegsministerium fand am Freitag die feierliche Uebergabe der Rettungsmedaillen für die Befahrung der „Dresden“ statt, die, wie erinnerlich, mehrere französische Flieger im Kanal gerettet hat. Kriegsminister Petri übergab in Anwesenheit des Chefs des Admiralstabes dem deutschen Militärattaché und dem Leiter des Pariser Büros des Norddeutschen Lloyd mit einer Ansprache eine schwere silberne Schale mit Widmung für das Schiff, das Offizierskreuz des Seeressortensordens für den Kapitän der „Dresden“, Rettungsmedaillen für die Befahrung und eine silberne Zigarettenbox für den Zahlmeister.

Einsteins Relativitätstheorie umrichtig?

DNB Paris, 13. Juli.

Der „Matin“ bringt unter fester Überschrift die sensationelle Meldung, daß die Relativitätstheorie Einsteins endgültig als falsch angesehen werden müsse. Der französische Wissenschaftler Carallo, Direktor des Politechnikums, habe ungenügend festgestellt, daß das Prinzip der Unabhängigkeit der Lichtgeschwindigkeit nicht bestehe. Damit seien alle Schlussfolgerungen, die man an die Einsteinsche Theorie geknüpft habe, hinfällig.

Nenes in Kürze.

Der Reichspräsident, Generalfeldmarschall von Hindenburg, hat den Generalleutnant Gener. Chef des Gruppenkommandos 2. mit 1. August 1934 zum Kommandeur der 5. Division und Befehlshaber im Wehrkreis 5 ernannt.

Der Generalrat von Paris hat am Freitag die Ausnahme einer Anleihe von 20 Millionen Franken bewilligt, die zur passiven Verteidigung gegen Luftangriffe verwendet werden soll. Der Pariser Polizeipräsident erklärte im Verlaufe der öffentlichen Ansprache, daß in Paris bereits 21.000 Unterstände gegen Bombenangriffe vorhanden seien.

Der Generalinspekteur der französischen Armee, der erst kürzlich von seiner Londoner Reise nach Paris zurückgekehrt ist, mußte in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Sein Zustand soll sich aber in den letzten 24 Stunden merklich gebessert haben und man rechnet damit, daß er in Kürze wieder seine Tätigkeit aufnehmen kann.

Der Sowjetbotschafter in Paris, Dowgalewski ist in den Morgenstunden des Sonnabends gestorben.

Aus dem Kreise Ahaus

Dies und Das

Das Vergrößerungsglas.

Was ein Vergrößerungsglas ist, weiß jeder. Du hast gar keine? Wohl, wenigstens eins, wie es der Optiker verkauft. Aber bestimmt benötigst du auch ein solches, das man nicht zu kaufen braucht. Dein Auge hat etwas zerbrochen. Im Grunde nicht der Rede wert. Aber im Augenblick ärgert es dich, und der Vergrößerer sieht dir, ohne daß du es merkst, ein Vergrößerungsglas auf. Ist es zerbrochen, wird es dir nicht wichtig. Sonst hättest du ein ganzes Jahr lang nicht danach gefragt, und im Grunde ist es ganz gut, daß ein Vergrößerer herumsteht; aber das läßt dich im Augenblick nicht gelten, und du siehst auch gar nicht, daß es eine Kleinigkeit und nicht der Rede wert ist. Vielleicht hast du schlecht oder zu lange geschlafen. Die gute Laune ist hin, die du am Morgen haben sollst, weil er dir einen Tag eröffnet, für den du dankbar zu sein hast. Du kommst dir etwas in die Quere. Du brauchst nur etwas verlegt zu haben, das du im Augenblick gern zur Hand hättest, und schon siehst du wieder den kleinen Vergrößerer durch ein Vergrößerungsglas, braust auf, paßt einen Unschuldigen an und läßt deine unguete Laune an Menschen aus, die dir nahestehen. Du bringst es fertig, in deinem Unmut so zu vergrößern und zu vergrößern, daß du die allergrößte Geleitz begehst in Trost und Eigenfuss, was das Schlimmste davon ist, du glaubst dann auch noch, im Recht zu sein und fühlst dich als Opfer der bösen Umstände, während eigentlich nur du alle Schuld trägst. Wenn dir aber eine Freude geschehen ist, wenn du verliebt bist oder auch wenn du liebst, — was ja nicht daselbst zu sein braucht — vergrößert dich mit deinem Vergrößerungsglas alle die kleinen Vorzüge, die du schätzt. Auch hier sind Eigenschaften vorhanden, die selbstverständlich sind, aber für dich sind es riesengroße Vorzüge. Und du vergrößert sie leicht so viel, daß die Fehler, die Mängel gar nicht mehr für dich erkennbar sind. Bis eines Tages ein Erwachen aus deinem Traum kommt; in der Enttäuschung vergrößert du wieder die Mängel und willst die Vorzüge nicht mehr gelten lassen. Ja, das tut du! Aber tröste dich: Mit dir tun es alle andern auch, denn jeder blickt durch sein Vergrößerungsglas!

Tag der Abreise.

Start geleert steht der Kleiderkoffer aus, sämtliche Schubladen sind halb aufgeklappt und durcheinander geworfen. Die Koffer stehen auf dem Fußboden bis oben hin vollgepackt — das ist das typische Bild eines Abreisetags. Von den Uebervorsichtigen wollen wir hier nicht reden, die schon drei Tage vorher nach einer genau aufgestellten Liste ihr Hab und Gut das sie auf die Reise mitzunehmen gedenken, in die Koffer getan haben — sie erleben meist die unangenehmsten Ueberreichungen, wenn sie im Ferienort angekommen sind, weil sie einen Gegenstand, den sie schon eingepackt hatten, wieder herausnehmen mußten und ihn zum Schluß natürlich vergaßen. Normalerweise wird man einige Stunden vor Abgang des Zuges den Schlüssel im Schloß des gepackten Koffers umdrehen. Und die Frau, die klug und weise ist, wird immer noch so viel Platz lassen, daß das eine oder andere, das in letzter Minute nachkommt, noch mitgenommen werden kann. Da kommt der Mann mit gewöhnlichen Schritten aus seinem Zimmer, in der Hand einen umfangreichen Koffer und erklärt, daß dieses Kuch unbedeutend mitgehen müsse, denn er habe das ganze Jahr nie ordentlich Zeit gehabt, das Werk durchzuführen und durchzuarbeiten und freue sich darauf, nun endlich einmal sich in Ruhe der Kiste hingeben zu können. Mit einem Seufzer wird die Frau den Wunsch ihres Mannes erfüllen und wird erleben müssen, daß das Mädchen mit ihrer Lieblingsgruppe angelassen kommt und aus Liebestrafen verläßt, ohne die Kiste Pauline seinen Fuß in die Eisenbahn setzen zu wollen. Auch Pauline wird, wenn der Koffer richtig gepackt ist, noch ein Plätzchen finden. Da stehen die Ungetime und es erhebt sich die alte ewige Frage, die vor jeder Reise gestellt wird: Ist auch alles eingepackt? Habe ich nichts vergessen? Bevor man die Koffer endgültig abschließt, wird man vernünftigerweise in Gedanken einen kleinen Ueberblick machen. Dabei handelt es sich weniger um die Garbe, da werden sich kaum Vergeßlichkeiten feststellen lassen, zumal man ja nicht allzuweit auf die Reise mitnehmen soll. Viel wichtiger ist es, daran zu denken, ob auch die Kulturmenschen unentbehrlichen Kleinigkeiten den Weg in den Koffer gefunden haben. Hundert Fragen tauchen auf, die hier im einzelnen nicht notiert sein sollen, auf die es nur eine Antwort gibt: diese Dinge dürfen nicht vergessen werden, denn ihr Fehlen vergrößert; zu ersehen sind sie unterwegs meistens nicht oder doch sehr schwer und mit Ausgaben verbunden und alles darf man in seinen Ferien tun, nur nicht eins: sich ärgern! Deshalb: fünf Minuten stilles Nachdenken, Prüfung des Kofferinhalts, ehe der Deckel zuklappt.



Gronauer

Stadt-Rundschau

Die Ernte begann...

Das Korn reift. Stellenweise hat man schon mit dem Schnitt begonnen. Damit erleben die Pessimisten, die eine Missernte befürchteten, eine angenehme Enttäuschung. Selbst auf dem Gebiete der Wetterkunde und der Landwirtschaft hält sich mindestens jeder zweite Optimist gleich, ob er zweihundert Morgen oder ein Viertel Schöcher bewirtschaftet, für eine Kapazität. Und so wurde denn in den letzten Monaten gar arg in Prophezeiungen und Weissagungen gemacht. Der eine fürchtete für das Korn, der andere für die Kartoffeln, ein dritter für die Grobbohnen. Dem einen war das Wetter zu kühl, dem anderen zu trocken. Nun, das Korn wird trotzdem reifen, und auch die Kartoffelernte wird, falls nichts Unvorhergesehenes dazwischentritt, gut, wenn nicht sogar sehr gut werden. Wir haben also allen Grund, zufrieden zu sein!

Jahreshauptversammlung des

F. C. Gronau 09

Bericht über das Jahr 1933/34.

Der F. C. Gronau 09 hielt am Donnerstagabend seine Jahreshauptversammlung ab, die gut besucht war. Der Vereinsführer eröffnete die Versammlung mit dem deutschen Gruß, der von den Anwesenden stehend ausgebracht wurde. Es folgten dann die Geschäftsberichte der einzelnen Abteilungen, die ein anschauliches Bild vom Leben und Treiben innerhalb des Vereins entwarfen. Da waren vor allen Dingen die guten Spiele der 1. Mannschaft gegen Sogoria in Münster und gegen Münster 03 hier zu erwähnen, in denen sich die Elf den Verbleib in der Bezirksklasse erkämpfte. Wahrlich ein Erfolg, der anzuregen sollte. Die Jugend des F.C. errang die Gruppenmeisterschaft und bewies damit, daß der Verein um seine Zukunft keine Angst zu haben braucht. Die Leichtathletikabteilung erkämpfte sich neben einer großen Anzahl von Siegen den 2. Platz im Westfalenbezirk hinter 08 Münster. Eine hervorragende Leistung! Aus den übrigen Berichten hörte man, daß der Verein 2 neue Abteilungen aufgemacht hat und zwar eine Handball- und eine Damenabteilung. Beide sind augenblicklich im Stande 2 Mannschaften zu stellen. Der Kassier fand zeigte ebenfalls ein günstiges Bild und ist ausgeglichen. Alles in allem ein sehr gutes Ergebnis des vergangenen Jahres. — Bei der Neuwahl des Vereinsführers ergab sich wiederum A. ter Steege durch Zuzug. Dieser ernannte folgende Herren in den Vorstand: stellvertret. Vereinsführer Jansen, (zugleich Geschäftsführer), Fußballobmann Bernini, Jugend und Lehrmannschaft Schömann, Rasse Weik, Hüging, Weber; Schriftführer Petermann, Handball Hübbert, Damen Jansen, Leichtathletik Sparenberg, Werderwart Kleine-Kule, Vermögensverwaltung Medebach. — Im zweiten Teil wurden allerlei Wünsche vorgetragen bezug. Neuerungen beabsichtigt. Unter anderem gab der Vereinsführer bekannt, daß in Zukunft die Mitglieder, die ihre Beiträge pünktlich bezahlen, freien Eintritt zu allen Veranstaltungen auf dem Platz haben. Dann findet am jedem 1. Donnerstag im Monat ein Kameradschaftsabend statt, der das Band

Gottesdienst-Ordnungen.

Sonntag, den 15. Juli 1934.

Gegen: Gem. hl. Kommunion der Jungfrauen, 7 Uhr; hl. Messe; 8 Uhr Schulmesse; 10 Uhr Sonntag und Predigt. Nachmittags 2.30 Uhr Andacht und Predigt für die Jungfrauen.

Spiel und Sport

Schiedsrichter-Belehrungsspiel.

Die Untergruppe Ahaus der Schiedsrichter-Vereinigung für Fußball hält am heutigen Sonntag, den 15. Juli 34, nachm. um 4 Uhr ein Belehrungsspiel für Anwärter und Schiedsrichter ab. Es ist Pflicht eines jeden, da zu erscheinen. Der Platz des Turn- und Sportvereins Ahaus ist für das Publikum für diese Veranstaltung geöffnet.

Religiöse

BÜCHER

- Dr. Peter Ketter: Christus und die Frauen, Frauenleben und Frauengestalten im neuen Testament 6.50
- Zimmermann-Hageney: Grundriß der Asetik 6.40
- Dr. Anton Stöcker: Die religiös-sittliche Führung Jugendlicher durch die Priester 6.80
- Petrus Canisius: Katholische Marienverehrung und lauter Christentum (herausgegeben von Jordans) 4.80
- Dr. Rudolf Vitus: Die Anfänge des kath. Gesellenvereins zu Elberfeld 2.00
- Jakob Hommes: Lebens- u. Bildungsphilosophie als völkische und katholische Aufgabe 5.50
- Romano Guardini: Vom Sinn der Kirche 3.75
- Prof. Dr. Paul Simon: Die Geschichte als Weg des Geistes 1.20
- Dr. Wilhelm Stockmans: Das Priestertum, Gedanken und Erwägungen für Theologen und Priester 4.20
- Dom Eugen Vandzur: In der Liebe leben, Geisteserhebungen über die Opferweihen der hl. Theresia vom Kinde Jesu 2.80
- Eugen Lense: Eine priesterliche Opferschele, Leopold Giloteaux 3.50
- Briefe in den Karmel, Briefe von Maria Antoinette de Geuser 4.80
- Friedrich Kronfeder: Im Banne der Dreieinigkeit 1.90
- Dr. Margaret Csaba: Was ein heranwachsendes Mädchen wissen muß 2.—
- Friedrich Muckermann: Vom Rätsel der Zeit broschiert 3.— gebunden 4.20
- Ida Condanhove: Von den zwei Türmen 1.90
- Baumer: Grundfragen der Philosophie, Ein systematischer Aufbau 4.80
- Thomas von Aquino: Summe der Theologie 4.—
- Elisabeth von Schmidt-Pauli: Selbstexerziten 3.—
- Freuden Jesu Christi 2.80
- Meßbuch des neuen Menschen 2.60

Gebr. Lensing

Verlagsanstalt G. m. b. H.

Gronau

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 15. Juli 1934.

Der lustige Rundfunkverabend.

erhält, wie wir jüngst erfahren, noch eine besondere Bereicherung durch das Mitwirken ganz großer „Kanon“. Wilkus Müller kommt und wird uns mit seiner glänzenden Tenorstimme erfreuen, daselbst tut als Bäst — ebenso bekannt und berüchtigt wie erstgenannt — Anton Imkamp, dem sich der ebenfalls bekannte Sänger Lüdert als Dritter im Bunde anschließen wird. So wird uns allen in Ahaus in Verbindung mit dem übrigen Programm und den bereits genannten Künstlern und Künstlerinnen heute abend (Sonntag) im Saale Burbaum etwas geboten, wie es in einer Kleinstadt, dabei zu verhältnismäßig niedrigen Eintrittspreisen, zu den ganz großen Ereignissen zählt. Nach allem zu rechnen, wird der lustige Rundfunkverabend ein Erlebnis werden und die heitere Seite des Lebens hervorheben. Kommt alle und zeigt den Künstlern und Veranstaltern, daß in Ahaus Leute wohnen, die für Kunst und Humor großes Empfinden haben!

50 Jahre im treuen Dienste.

Der Kaufmann Fritz Poppe begeht heute sein 50jähriges Jubiläum als Buchhalter und Kontorchef der Westfälischen Zute-Spinnerei & Weberei. Der Jubilar wurde in Bremen geboren und erhielt dort seine kaufmännische Ausbildung. Nachdem die hiesige Zute-Spinnerei, welche bekanntlich im vergangenen Jahr ihr 50jähriges Bestehen feiern konnte, in Betrieb gekommen war und die Geschäfte aufgenommen hatten, wurde Herr Poppe im Jahre 1884 als Buchhalter verpflichtet und hat seitdem in 50 ununterbrochenen Jahren in Ehren und Treue dem Kontor der Firma vorgestanden. Der Jubilar gewann Ansehen und Beliebtheit und fand in Ahaus seine zweite Heimat, der er jahrelang als Stadtverordneter ehrenamtlich diente. Das Musik- und Theaterleben der Stadt förderte er von jeher und war allen ein wertvoller und geschätzter Mitbürger. Das Schicksal hat dem Jubilar tiefes Leid gerade in den letzten Jahren nicht erspart, jedoch er gebietet hat, von einer besonderen Feier seines Ehrentages abzusehen. Wir bringen ihm daher an dieser Stelle unsere herzlichsten Glückwünsche dar.

Auszahlung der Zulagen. Die Kreisfürsorgestelle in Ahaus teilt uns mit, daß die Zulagen für den Monat Juli 1934 am Montag, den 16. ds. Mts. zur Auszahlung gelangen.

An alle ehemaligen Kriegsgefangenen des Kreises Ahaus.

Die Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener im Deutschen Reichsrat, „Riffhäuser“ hält in der Zeit vom 21. bis 23. Juli in Braubauer eine Gauversammlung für den Gau Westfalen-Lippe ab. Die Vorbereitungen sind in vollem Gange. Der Oberpräsident von Westfalen, Freiherr von Lönning, hat die Schirmherrschaft übernommen. Zahlreiche Ehrengäste haben ihr Erscheinen zugesagt. Führende Männer der NSDAP, und die Spitzen der maßgebenden Behörden nehmen an der Tagung teil. Mit der Tagung ist eine Ausstellung von Arbeit aus der Kriegsgefangenzeit verbunden, betitelt: „Heimat und Gefangenenschaft“. Diese Ausstellung soll Zeugnis ablegen von dem tiefen und seelischen Erleben der Armee hinter dem Stacheldraht. Den Auftakt der Veranstaltung bildet der Samstag, 21. Juli, mit dem Empfang der auswärtigen Kameraden sowie dem „Deutschen Abend“, aus dem der Bundesführer, Kamerad Fritz von Versner, spricht. Am Sonntag, dem 22. Juli, findet morgens ab 5 Uhr Reden durch einen Spielmannszug statt. Nach dem Gottesdienst ist für 10.30 Uhr die öffentliche Gaudiotagung vorgesehen. Nachmittags 14 Uhr öffentliche Kundgebung mit Vorträgen, Festzug durch die Gemeinde und Wiederkehrsfest im Saalbau Ahaus. Am Montag finden Ausflüge und Besichtigungen statt. Im Festzug werden die ehemaligen Kriegsgefangenen nach Ländern und Lagern, in denen sie als Kriegsgefangene waren, marschieren. Manchem Kameraden wird hierbei Gelegenheit geboten, alte Leidensgenossen wiederzusehen, mit ihnen alte Erinnerungen auszuatmen. Darum ergeht an alle ehemaligen Kriegsgefangenen der Ruf, geschlossen an der Tagung teilzunehmen. Weitere Auskunft erteilen die Ortsgruppen.

Wer gedankenlos Auslandsware kauft, nimmt dem deutschen Arbeiter sein Brot

Wald und Heimat!

Nun wandre durch den deutschen Wald.

Wer hat dich du schöner Wald
aufgebaut so hoch die Bäume?
Woher der Reiter will ich loben,
So lang noch mein Stimm' erschallt!

In zahlreichen Liedern befragt man den deutschen Wald. Auf den Kuppen die Tannen, in den Tälern die Buchen, ganz oben Ahorn von alpinster Schönheit; nach dem gleichförmigen Waldbilde manches Höhenrücken erstrecken sich Unterbrechungen, die alle Geheimnisse des Waldunterbaus an den Grenzen der Lichtungen offenbaren. Die Sonne bricht heiter durch, einzelne Bäume oder Baumgruppen lassen sich los, ihre Schatten zeichnen dunkle Streifen nebeneinander auf die Wiese, bis sich mittags die Fläche in vollem Lichte ausbreitet.

Das ist die Landschaft, wo die Romantiker die „blaue Blume“ suchten. Auf einer kleinen Wiese am Hange des Berges hinter tiefem Wald und vor hohen felsigen Wänden sah Heinrich von Ofterdingen den dunklen Gang sich öffnen, der zur Quelle führt wo sie blüht.

Das ist auch die Landschaft, die andächtig stimmt und zur Besinnung führt. Nicht mit Unrecht hat man den deutschen Wald mit einem Dom verglichen, der Erbauung spendet und uns die kleinen Sorgen des Alltags vergessen macht. Und gerade jetzt, wo der Winter hinter uns liegt, fällt uns wohl auch die Stelle aus dem Faust ein, der die Enge der Stadt meidet und auf dem Spaziergang neue Hoffnungen findet. . . . „im Tale grünet Hoffnungsflut“.

Will man heute das Antik Deutschland schäfern, kann man an der Eigenheit seiner Wälder nicht vorbeigehen. Freilich finden wir in vielen Gegenden unseres Vaterlandes oft keinen Waldbestand, der sich als Wald anspüren ließe, sondern leben in der regelmäßig aufgestellten Beständen, die wir eben als Forst bezeichnen, zu allermeist nur Holzfabrikation vor uns. Glücklicherweise hat man erkannt, daß die Bestrebungen solcher Kultur der letzten Jahrzehnte nicht nur gemütsmäßig zur Lenkeweile führten, sondern hat auch vom Standpunkt des Fortschritts die Erfahrung machen können, daß die naturgegebene Form des Landschaftsgebildes, ursprünglichen Waldes, also meist die Form des Mischwaldes, die ergiebigste ist. Daß sie nebenbei landschaftlich größere Reize hat, ist klar.

In seiner schwelgenamen Einfachheit vermittelt der düstere Nadelwald der hohen Fichten immer wieder Selbstbesinnung und durch seinen würzigen Harzduft widerliche, nervenberuhigende Erholung. — Gewaltig mächtlich die Buchenkrone über uns, und des Windes Brausen in ihren Wipfeln klingt dem zur Wanderung dorthin entflohenen Städter wie Orgelmusik.

Immer wieder aber bietet der deutsche Wald Abwechslung und Zerkreuna. Dort ist eine Lichtung auf der hinter einem jungen Buchenbestand ein Reih hervortritt. Schwelgenamen Wanderern ist es sogar vergnügt, vielleicht auch einmal einen Hirsch noch vor der Dämmerung zu überfallen.

Und neben all dem Tierleben steht auch der Mensch nicht. Gerade der Naturgebundene ist im deutschen Wald in kerniger Echtheit anzutreffen. Dort findet einige Solitärer bei der Arbeit, und der Förster gibt im Pflanzenhauer Anweisungen über die Kultur der für die Edonungen bestimmten jungen Bäumen. Auf einem Weg am Hang in der frühen Robung begegnen wir einem Gespann, das mit Waldkuren dem nächsten Dorfe zutreibt.

Schon ist die deutsche Heimat, doch der Wald in seiner Ursprünglichkeit ist wohl das unverfälschteste Stück seiner Eigenart.

Wenn heute die Menschen Deutschland verlassen, würde sich fast jeder Fußbreit Boden mit Wald bedecken, denn das Kulturland ist dem Wald abgerungen. Die Länder jenseits der Alpen sind nie wie Deutschland mit Wald von einem Ende zum anderen bedeckt gewesen. Einmal konnte man in der Juradrängung des Waldes einen Maßstab des Kulturfortschrittes finden, und das mal hat sich selbst das Naturgefühl vor ihm, dem Heger des Waldes, menschenfeindlich abzuwenden wollen. Der Wald ist aber immer mehr ein wichtiges Element der Kulturlandschaft geworden. Auf den Kampf ist die Verjüngung gefolgt. Man hütet den Wald nicht bloß, man verehrt und befragt ihn und erhebt die Vereinigung von Wald und Lichtung im Park zum Ideal landschaftlicher Schönheit. Man bewirtschaftet ihn aber auch, und die aus dem Walde hervorgegangenen Wälder leuchten darin allen anderen voran. In der verschiedenen Art und Abstufung der Waldbewirtschaftung liegt mancher Unterschied der Kulturlandschaft.

Deutschlands Wälder sind in der Ebene und im Hügelland ursprünglich vorwiegend Laubwälder. Die Verdrängung von Buche durch Fichten ist in Norddeutschland geschichtlich nachzuweisen. Des einzige deutsche Gebirge, das sich seinen alten Laubwald ganz erhalten hat, ist der Spessart, dessen Staatsforste fast zu drei Viertel Eichen- und Buchenwald sind. Reich an Laubwald ist auch noch die Harz- und der Oberrhein. In Thüringen sind die Forstberge reich an Laubholz, im Gegensatz zum „dunklen Wald“ und so trägt auch der Riffhäuser ein dichtes Kleid von Eichen und Buchen. Die Eichen Westfalens, des Westlandes, der Rheinländerungen, die Buchen, die sich in Ostholstein, Mecklenburg und Preußen in der Ostsee spiegeln, sind Reste eines uralten Bestandes. Der deutsche Nadelwald umschließt sechs ihm sicher angehörende Arten: Föhre, Tanne, Lärche, Wacholder und Kiefer. Die Föhre kommt nur noch vereinzelt in den bayerischen Alpen vor. Die Lärche ist wohl überall, wo sie im Tiefland vorkommt, eingeführt. Die Föhre ist der eigentliche Charakterbaum des norddeutschen Tieflandes. Fichten und ihre geometrisch regelmäßigeren Schwestern, die Tannen, haben ihre Gebiete ungemein ausgedehnt, während die einst häufige Eiche mehr in Ost- und Westpreußen anzutreffen ist. Der Wacholder wird in den Kleinenwäldern Ost- und Westpreußens ein Baum von zehn Meter Höhe, im Westen kommt er seltener vor und tritt zuweilen nur als Strauch in Erscheinung.

Deutschland ist ein Walddand und war es einst noch mehr. Zahllose Ortsnamen auf Wald, Hain, Loh, Reute, Rütt, Rode, Greut oder mit Baumnamen zusammengefaßt, erzählen, daß Wald war, wo heute Weid auf die Weide geht oder sich Gärten im Winde wiegen.

In der Lage und Form unserer Wälder spricht sich die Juradrängung des alten Waldfeldes aus. Die Dörfer, meist von Wald umgeben, führten ihre Wälder und Wäldchen wie Lichtungen bis in das Dunkel der Bäume hinein. Wald und Flur grüßen den Wanderer und rufen ihm mit wechselnden Farben das Gesicht der deutschen Heimat immer wieder in Erinnerung. Unsere Heimat, die wir um so lieber gewinnen, je mehr wir sie kennen lernen.

Münster i. W., Stellvertreter des Hauptgeschäftsführers und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Redder, Münster i. W.; für Westdeutschland: L. V. Karl Bode; für Ostdeutschland: Peter Schaub; für Handel und Sport: Dr. Ernst Hölner, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Zellen: Verlagsanstalt Dr. Erich Altmeyer, Münster i. W. Druck: Zeno-Zellen, Münster i. W.

Durchschnittsaulage: VI, 1934: Zeno-Zellen insgesamt 41732

enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lüdighausen, Ahaus, 2984 — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Gescheuer Zeitung, Vredener Anzeiger, Stadtholmer Volksblatt), Coesfeld, 5412; — Borkener Zeitung, Borken, 3180 — Bülleblatt für den Niederrhein und Kreis Jülich, Emmerich, 1871 — Dülmener Zeitung, Amtholtes Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1887; — Hallener Zeitung, Hallertau, 1704; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Eper Volksblatt), Ahaus, 8180; — Münsterländische Volkszeitung (Rheinischer Volksblatt), Rheine, 4684; — Emmericher Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg-Hischender Zeitung), Rheine, 1510; — Neuer Emsbote für Kreis Warandort und Amt Telgte (Warandorfer Kreisblatt), Warandort, 2591; — Tageblatt für den Kreis Steinfurt (Ochtrup-Anzeiger, Wellingener Anzeiger, Meteler Zeitung, Neunkirchner Zeitung), Ochtrup, 1695; — Volksblatt für Hocholt und den Kreis Borken, Hocholt, 6287; — Volksblatt für Wegel und den Kreis Rase, Hocholt, 997; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borghorst, Greven, Emsdetten, 975; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2672.

Verantwortliche Schriftleitung für den lokalen Teil: Fritz Schlotzner, Ahaus, für den lokalen Anzeigenteil: B. Schütte, Ahaus.

Hermann von Reichenau.

Philosoph, Historiker, Musiker, Astronom, Mathematiker, Dichter und — Mönch.

Am 21. Juli 1054 ging auf der Klosterinsel Reichenau im Bodensee ein stiller Mönch zur ewigen Ruhe ein. Der Mönch war in tiefer Stille seinen Lebensweg gewandelt, da er fast gänzlich seiner Sprache beraubt gewesen war. Immer las er in den alten Pergamenten, immer schrieb er, Buch auf Buch, immer betete er.

Da auf einmal, kurz nach seinem Hinscheiden, erkannte die Welt, daß ein Großer unter ihr gelebt, daß sie einen Menschen beherbergt, einen der wenigen, denen die Gottheit das Diadem des Genies um die Schläfen gewunden hatte: Hermann der Lahme, Mönch der Reichenau, der Leuchte der Jahrtausende.

Einige Jahrzehnte schon nach seinem Tode wurde sein Name mit tiefer Bewunderung und wahrer Verehrung von den damaligen Großen des Geistes und der Kultur genannt. Hermann der Lahme war ein Mann von abendländischer Bedeutung gewesen. Später freilich und zu unserer Zeit wuchsen nur wenige mehr von ihm. Heute aber, wo wir uns auf das Eigene rückwenden, wo wir wieder zu erfüllen beginnen, was es eigentlich heißt, daß das germanische Menschentum sich einmal mit dem Geiste Christi berührte und daß von dieser Berührung her ein neues, jugendliches Leben sowohl das deutsche Volk als auch die gesamte Kirche durchströmte, wo wir wieder mit arktischer Vorliebe leben wollen, wie der Geist Christi sich in großen deutschen Menschen verkörperte, — dürfen wir des stillen und doch in seiner Stille so großen Mönches von der Reichenau nicht vergessen.

Graf Hermann der Lahme war ein Sproß eines altdeutschen schwäbischen Grafengeschlechtes, am 18. Juli 1013 in Althausen geboren. Sein Vater war Graf Wolfenrad II., seine Mutter die Gräfin Hiltrud. Mit sieben Jahren bezog Hermann die Klosterschule der Reichenau, in welchem Kloster er später die Profess ablegte. Sein äußeres Leben ist in eine tiefe Tragik eingebunden: Hermann war von Geburt an gelähmt, gichtkränkt und verkrüppelt, so daß er sich nur mit Mühe und nur mit fremder Hilfe fortbewegen konnte. Er vermochte nur mit großer Mühe zu reden und konnte nur schwer verstanden werden. So mußte er den größten Teil seines Lebens sitzend zubringen, und nur in gekrümmter Stellung und mit großer Anstrengung konnte er lesen und schreiben. Aber alles körperliche Elend hinderte ihn nicht, sich mit größtem Eifer auf die Wissenschaften zu stürzen. Die Gedächtniskraft des Körpers überwand die körperliche Minderkraft durch die heilige Kraft des Geistes. Es klingt geradezu unglaublich, daß ein derart behinderter Mensch sich zu einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit ausbilden konnte. Und doch übertraf die verkrüppelte Gestalt in der Tiefe der Geistesarbeit die meisten seiner Zeitgenossen, wurde er ein gelehrter Lehrer, ein fruchtbarer und beliebter Schriftsteller.

In der Armlosigkeit seiner körperlichen Erscheinung wurde die Hebenacht des Geistes sichtbar. Der Genius Hermanns des Lahmen überstrahlte förmlich durch umfassen die Weite und Universalität. Er ist ein Philosoph, ein Historiker, ein Dichter, ein Musiker und ein Astronom. Er beherrschte die griechische, lateinische, arabische und hebräische Sprache, was für die damalige Zeit etwas Ungeheuerliches war. Ueberausend steht er in der Geometrie und Astronomie seines Jahrhunderts da, und sein Werk über den Choralgesang, seine Arbeiten über das Notensystem sind für die Musikgeschichte von größtem Werte. Großen Ruhm verdiente er als Historiker. Sein ausgezeichnetes Geschichtswerk, das „Chronicon Herimani Augustini“, ist die wertvollste und umfassendste Weltgeschichte des ersten christlichen Jahrtausends. Was drei Jahrhunderte vor Hermann das Geschichtswerk des Augustinus Beda für die historische Wissenschaft bedeutete, war nun Hermanns „Chronicon“: das beste historische Quellenwerk, von Christi Geburt bis zum Tode Hermanns mit peinlicher Genauigkeit aufgeschrieben. Hatte schon Augustinus darauf hingewiesen, daß niemand so wie Hermann der Lahme die alten Klassiker, die Väter und Geschichtsschreiber der christlichen Zeit kennen, so können wir aus dem „Chronicon“ erfahren, von welcher glänzenden Belehrtheit in der damaligen wissenschaftlichen Literatur

das Arbeiten dieses Mönches gespeist wurde. Hermanns Weltchronik ist unter Zugrundelegung folgender Autoren verfaßt: Eusebius, Hieronymus, Prosper, Dionysius Exiguus, Victor Tunnensis, Johannes von Biclar, Marius Aventinus, Dacius, Comes Marcellinus, Jordanes und vieler mehr.

Von der grabzu mystischen Tiefe seines Innenlebens können wir uns ein Bild machen, wenn wir erwägen, daß die schönsten Arien in den des Hochmittelalters, das „Salve Regina“, das „Ave Redemptoris Mater“, das „Ave Præclara maris stella“ und noch andere Hymnen mehr, Hermann den Lahmen zum gottbegnadeten Verfasser, Dichter und Komponisten haben. Denken wir nur einmal an den schönsten Mariengruß des gesamten Abendlandes, den er uns geschenkt, an das „Salve Regina“. Er, dem selber die Gabe der Sprache und des Gesanges nicht gegeben war, konnte dennoch den kommenden Jahrhunderten ein Lied geben, wie es an Kraft und Schönheit und Glaubensstärke, sowohl in der Kunst des Wortes als auch in der Melodie, nicht mehr seinesgleichen gefunden hat. Mit stiller Behmut nehmen wir aber auch das große Maß des Leidens, die Tragik dieses Tales der Tränen, die der edle Duldermönch an sich selber so überlänglich erfahren mußte. Doch sie wird überflungen von der sieghaften Schönheit göttlicher Innigkeit, wird hinweggenommen durch die Tröstungen heiliger

Marienminne. Allein schon in diesem einen Liede, das täglich von allen Priestern des katholischen Erdenrundes und von vielen, vielen Gläubigen gesungen und gebetet wird, reicht der lahme Sänger bis in unsere Zeit hinein, in den Dür- und Moll-Schwüngen lebt der ewige Ruhm eines stillen verkrüppelten Mönches über die Jahrhunderte.

Hier ist das Leben dieses Mönches, heroisch sein Dulden und Leiden, heroisch sein Arbeiten und Forschen. Wir dürfen ihn nicht vergessen! Die Kirche ehrt ihn als einen ihrer Seligen und wir sollen ihn auch freudig als Namensheiligen verehren. Überdies hinaus stehen wir noch in einem besonderen Verhältnis zu ihm: Hermann von Reichenau war ein großer Deutscher! In ihm lebte Blut von unserem Blut, Fleisch von unserem Fleisch. Er ist ein großer deutscher Mensch und ein großer deutscher Heiliger. Er ist mit der Substanz unseres christlich-deutschen Volkes unzertrennlich verbunden als leuchtendes Zeichen, daß Christentum und Deutschtum in ihrer harmonischen Ergänzung den Geistesmenschen, den heroischen Menschen, den wahren Helden erzeugen. Wie Hermann Leuchte der Wissenschaft war, Kulturträger des Abendlandes, so ist er auch eine Leuchte des Deutschtums. Im Heiligtum unserer Erinnerung und unseres Gebetens wollen wir ihm zu Ehren eine Lampe entzünden.

Hermann Franke.

Ein Mädchen auf der Flucht

Eine romanhafte Reportage

Von Karl B. Friedrich

Copyright by Protheus-Verlag Dr. Fichackor, Gröbenzell b. München

14) (Nachdruck verboten.)
Mr. Ward kämpfte seine Enttäuschung, so dicht an einer Weltberühmtheit als Mittflieger Donald Vlodz vorübergerast zu sein, heldenhaft nieder, um sich das Gesicht mit dem reichen Ben W. Harrow nicht zu verderben. Schließlich war es ja auch etwas wert, Vermittler in dieser heißen Sache zu sein, und so lagte er seinem Auftraggeber denn, daß er genau wisse, wo Mr. Vlodz zu erreichen sei, und daß er gern bereit sei, die Verhandlungen mit dem Flieger zu führen.

„Ja, Direktor, tun Sie's für mich“, stimmte Ben W. Harrow sofort zu, „denn ich werde genug zu tun haben, bis ich den Mittflieger herangeholt habe. Ich denke, bis zur Mittagszeit können wir beide Klarheit haben...“ Ich erwarte Ihren Besuch sofort, nachdem Sie etwas ausgerichtet haben. Also nochmals: Sie brauchen nicht zu sparen, gewähren Sie Mr. Vlodz, was immer er verlangt.“

Mr. Ward verabschiedete sich und überflog dabei eine kleine, hübsche Rechnung, die ganz und gar zu seiner Zufriedenheit ausfiel.

Ben W. Harrow verlangte eine dringende Verbindung mit Vlodz und hatte das Glück, Harold Refiner in dem Hotel, wo er wohnte, noch anzutreffen. Klar und deutlich machte er ihm den Vorschlag, wie er es mit Mr. Ward besprochen hatte. Er stellte ihm Glorias Notlage kurz dar und hatte die Genugtuung, daß Harold den Vorschlag, den er vielleicht gegen Gloria im Herzen trug, sofort ausließ und sich bereit erklärte, die Mission auf sich zu nehmen. Der alte Herr dankte ihm mit bewegter Stimme und wünschte ihm alles Glück; er gab ihm noch ein paar Hinweise, wie er sich verhalten sollte und bat ihn, seine Kosten zu scheuen, um so viele Nachrichten wie möglich nach New Orleans gelangen zu lassen. Er legte großes Vertrauen in ihn.

Es war noch nicht Mittagsstunde, als Mr. Ward schon wieder bei Ben W. Harrow gemeldet wurde. Auch hier telefoniert mit Vlodz hatte den gewünschten Erfolg gehabt. Zwar hatte der Flieger sich zuerst heftig dagegen getraut, einen Passagier mitzunehmen, der des Fliegens nicht kundig wäre, aber den dringlichen Vorstellungen Wards und den nicht weniger überzeugenden Dollars Ben W. Harrows war es schließlich gelungen, ihn umzustimmen. Er befiel es sich nur noch vor, seine Entscheidung davon abhängig zu machen, wie seine Unterredung mit Harold Refiner ausfiel; wenn

ihm der junge Herr ganz unsympathisch sei, — man könne das ja nie im Voraus wissen — dann müsse er eben, so leid es ihm tue, ablehnen, denn es hinge zuviel davon ab, daß Flieger und Mittflieger in jeder Weise harmonisierten.

Der Tag war noch nicht zur Neige, als Ben W. Harrow ein Telegramm Harolds in Händen hatte, in dem angezeigt war, daß Donald Vlodz mit allem einverstanden wäre und daß der Flug, wenn das Wetter günstig werde, was aber durchaus wahrscheinlich sei, bereits am anderen Morgen vonstatten gehen sollte.

Der alte Herr lag in dem tiefen Sessel vor seinem Schreibtisch und faltete die Hände. Sein weißes Haupt senkte sich tief und ein heiliges Gebet stieg zum Himmel.

Vierzehntes Kapitel.

Senationen in Kapala.

Gloria wartete in einer mit Ungeduld und Sehnsucht untermischten Nervosität auf die Antwort des Vaters auf ihren Brief aus Venedig. Sie rechnete so genau sie konnte aus, wann ihr Brief in New Orleans gewesen wäre, und wann der Gegenbrief in ihren Händen sein konnte. Wenn sich Ben-Daddy noch am selben Tage hingelegt hatte, um zu antworten, dann mußte sie sein Schreiben in wenigen Tagen erhalten. Es lag ihr viel daran, was der Vater zu sagen hätte, denn wenn sie ihre Entschlüsse auch stets mit größter Selbstverständlichkeit zu fassen pflegte, so hatte sie doch immer auch Rat und Meinung des Vaters gern gehört, freilich durchaus nicht immer befolgt. In einer Sache aber, in der es zwischen Vater und Tochter so hart auf hart gegangen war, wie in dieser mit Harold Refiner, hielt sie Gloria letztlich doch für gut, in voller Uebereinstimmung mit dem Vater zu handeln. Nun, an dieser Uebereinstimmung brauchte sie um so weniger zu zweifeln, als es ja sein eigener Plan war, der in Erfüllung ging. Jetzt, wo der Kampf beendigt und der Tag verjunken war, mußte Gloria doch lächeln über die sonderbaren Wege, die das Schicksal sie geführt, und die Bundesgenossenschaft, die es dem Vater geleistet hatte. Er war doch ein ganzer Kerl, ihr Ben-Daddy, der nicht so leicht kapituliert, wenn er sich auf den Anfechtungen gab, als täte er es! Die Fähigkeit, mit der er seine Wut verfolgt hatte, Gloria mit Harold bekannt zu machen, war ein Teil jener Kraft, die ihn auch taufmännisch so groß gemacht hatte. Mit wahrhaft genialer Stra-

te hatte er den Feldzugsplan zur Eroberung der Festung „Gloria“ durchgeführt, und nun, da er der Sieger war, würde es auch keine Beschämung für Gloria geben. Ach, wie sehen sich doch die Dinge am Ende eines Weges so anders an als am Anfang, und wie kann sich ein Urteil wandeln, wenn das Herz dem Kopf in die Parade fährt! Nichts konnte die Wandlung, die mit Gloria vor sich gegangen war, besser kennzeichnen als ihre Stellung zu den Auseinandersetzungen, die Ursache ihrer jetzigen Reife gewesen waren. Wo ein Zerwürfnis drohte, war wieder das alte Vertrauen eingeleitet, aus Ablehnung war Zustimmung, aus Ablehnung Unterwerfung geworden. Ja: Unterwerfung! Die stolze Gloria Harrow schaute sich nicht, von sich selbst dieses altmodische, romantische Wort zu gebrauchen — freilich, niemals hätte sie es irgendeinem lebenden Menschen zugegeben. Sie gedachte des Wortes Clive Blackburn auf dem Dampfer, daß die Liebe etwas Kosmisches sei und ihre eigenen Gehege habe, denen wir Menschen uns nur unterwerfen könnten. So spannte also Gloria Harrow ihre „Unterwerfung“ ebenfalls in einen kosmischen Rahmen und nahm als Fügung hin, was — nach ihrer Meinung — zuerst als menschliche Berechnung eingelegt worden war. Sie war so erfüllt von ihrer Liebe zu Harold, daß sie in ihr endlich das menschliche Ziel erkannte, nach dem sie sich gesehnt hatte. Nun glaubte sie die Krönung ihres Lebens erreicht zu haben. Lore öffneten sich vor ihr, die alle Wege in Erfüllung und Herrlichkeiten freigegeben. Melodien des Glüdes brauten durch Glorias Seele und hoben sie hinaus über Mitleid und Niedrigkeit. Eine unerschöpfliche Quelle der Kraft und der Lebensfreude sollte dieses Glück für sie sein, das war Gloria Harrows inbrünstige Bitte an das Schicksal.

Aber das Schicksal kümmert sich nicht um das Flehen und Wünschen eines Mädchenherzens, es rollt unerbittlich seine vorgezeichnete Bahn und zermalmt ohne Erbarmen, was sich ihm in den Weg stellt. Wer mit dem Schicksal hadert, belügt und betrügt sich selbst, denn er legt eine Schuld an die Stelle der Unentrinnbarkeit und macht sich ein Recht an, das ihm das ewige Gesetz niemals zugestanden hat.

Gloria Harrow wählte sich auf dem Gipfel des Glüdes und wurde doch an einem einzigen Tag in die tiefsten Abgründe des Leids geschleudert.

Clive Blackburn — d. h. der Mann, den Gloria für Clive Blackburn oder vielmehr für Harold Refiner hielt — war, wie er es beabsichtigt hatte, auf einem gemieteten Motorboot nach Genoa gefahren, um dort die Schiffsfahrt für die Rückreise nach Amerika zu besorgen. Drei, viermal am Tag lief Gloria die Straße nach Riva hinauf, weil sie hoffte, den Geliebten dort auf der Rückfahrt begrüßen zu können. Oder sie ging hinaus auf die Mole und setzte sich auf die Bank, wo sie Clive zum ersten Male hier wiedergesehen hatte. Sie suchte alle Plätze auf, wo sie mit ihm gewesen war, und von jedem nahm sie ein neues frohes Bekenntnis ihres Glüdes mit heim. Sogar Vespere, so sehr sie sich auch fürchtete, mußte mit hinaufsteigen zu San Ambrogio, um die unergreifliche Fernheit über den Golf zu genießen. Die Alte jammerte und wehlagte, weil sie schließlich zu Fuß war, aber Gloria tröstete sie, daß sie nun bald erlöst werde, denn jetzt gehe es wirklich wieder nach Hause. Da schied die treue Kreolin ein inniges Dankgebet von Madonna von San Ambrogio, und als Gloria sie netzte, die Madonna werde nicht das negeramerikanische Gesicht verlieren, da blühte die alte Frau das junge Mädchen mit unerschöpflichen dunklen Augen an und sagte: „Die Sprache des Herzens versteht man überall im Himmel.“

Als sie wieder drunten in der Stadt war, schied das junge Mädchen die Alte ins Hotel zurück, damit sie schon einmal anfangs, langsam das große Gepäck zu richten, auf daß keine Verzögerung entstünde, falls die Abreise näher wäre, als man im Augenblick annahm. Nichts tat Vespere lieber, und ihretwegen hätte man schon in einer Stunde abreißen können. Gloria begab sich zu einem Buchhändler, bei dem sie die Pariser Ausgabe des Remond Herald zu kaufen pflegte. Sie war einen Blick auf die deutschen Zeitungen, die hier auslagen — die italienischen konnte sie nicht lesen — und blieb an einer Ueberrischn hängen: In 18 Stunden von Remond nach Berlin! Sie interessierte sich dafür und kaufte sich das Blatt. In der Halle ihres Hotels wollte sie die Berichte eingehend lesen, aber im Augenblick schon war sie begierig zu wissen, wer denn diese großartige Leistung fertiggebracht habe. (Fortsetzung folgt.)

Das Fremdwort.

Humoreske

von
Rudolf Eschner.

In der Mitte einer Bank beim Wetterhäuschen lag eine entzückende junge Dame. Sie las ein Buch und war allein.

Auf das Ende der Bank aber setzte sich Alfred. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß die junge Dame von seiner Ankunft mit jenem flüchtigen, betont gleichgültigen Blick, der für solche Fälle obligat ist, Notiz genommen hatte, entnahm er seiner Aktentasche ein Buch und begann gleichfalls zu lesen.

Das heißt: Er tat so, als lese er. Eigentlich schlug er eine ganz beliebige Seite seines Buches auf, blätterte darauf, ohne ein einziges Wort des dort gedruckten in sich aufzunehmen, und begann folgendes Selbstgespräch:

„Ich kann mich einem solchen Mädel nicht auf irgend eine banale Art aufdrängen. Man mußte ganz zwanglos miteinander bekannt werden. So ähnlich wie seinerzeit mit Hilde, die ebenfolle weichenblaue Augen hatte wie dieses Mädel neben mir; das heißt, diese da hat noch schönere Augen!“

In diesem Augenblick erhob Alfreds Nachbarin ihre weichenblauen Augen als Hilde, jedoch noch schöner, und schien angestrengt nachzudenken. Als sie, wie zufällig, zur Seite blinnte, begegnete sie Alfreds Blick.

„Darf ich Sie um eine Auskunft bitten?“ Dabei wurde sie etwas rot, lächelte entschuldigend, verlegen, und ließ zwei Reihen blinkender Zähne sehen, die ihren sonstigen Reizen um nichts nachstanden.

Alfred war von diesen außerordentlichen Eindrücken derart überwältigt, daß es eine Zeitlang dauerte, bis er „Selbstverständlich!“ hervorrief.

„Können Sie mir vielleicht sagen“, begann von neuem die reizende Nachbarin, „was „Mittheilung“ heißt?“

„Mittheilung?“

„Das Wort kommt nämlich in diesem Buche vor, und ich habe keine Ahnung, was es bedeutet. Da dachte ich mir, Männer verstehen doch meistens viel mehr Fremdwörter als Frauen...“

„Ganz richtig!“ befiel sich Alfred zu erwidern, dem dieser Appell an seine männliche Ueberlegenheit schmeichelte.

Sa, hier war die zwanglose Gelegenheit! Jetzt hieß es nur, eine klare und deutliche Auskunft geben; wenn man nur wüßte, das „Mittheilung“... „Wer doch jetzt Griechisch könnte“, flüchte Alfred bei sich, „vielleicht läßt sich aus dem Lateinischen etwas herleiten? Mio — mea — vielleicht nur me — mich — aha, geht schon — also: mich, dann — thete natürlich Thele, also: mich, Behauptung — Anfin — ah, jetzt hab ich's: „Selbstbehauptung“, plägte Alfred heraus. „Selbstverständlich: Mittheilung bedeutet Selbstbehauptung.“

„Selbstbehauptung?“ wiederholte die junge Dame und blinnte noch einmal in ihr Buch. „Ja, das paßt hier eigentlich ganz gut. Ich danke jedenfalls bestens!“ Damit stand sie auf. — „Sie wollen schon gehen?“ fragte Alfred bestürzt.

„Ich muß gehen; meine Mittagspause ist zu Ende!“ Alfred grüßte eine Visitenkarte. „Wenn Sie die Freundlichkeit hätten, Fräulein, mich telefonisch anzurufen, so könnte ich Ihnen bei Bedarf wieder ein Fremdwort überlegen!“

„Ich werde im Lexikon nachsehen, ob Ihre Uebersetzung stimmt. Wenn ja, dann werden Sie von mir hören — wenn nein, dann tut es mir leid...“

Sprach's und entfernte sich mit einem leichten Kopfnicken.

Se näher Alfred seiner Wohnung kam, desto trüber wurde seine Stimmung. Mittheilung? Welcher blödsinnige Autor verwendete solche ausgefallene Fremdwörter?

Lange fand er vor Band II des Konversationslexikons (Leo bis Muraw). Lange konnte er sich nicht entschließen, den Band zu öffnen. Endlich begann Alfred mit einem schweren Seufzer zu blättern. So — da war die richtige Seite: „Mittheilung“, „Mittheilung“, „Mittheilung“. Er traute kaum seinen Augen: Das Wort fand nicht da, stand nicht da, fand nicht im Großen Brockhaus, folglich — existierte es überhaupt nicht! Also hatte sie sich über ihn lustig gemacht. Er zog das Bild seiner seitherzeitigen Hilde hervor und fand, daß ihre weichenblauen Augen ungleich schöner waren, als jene seiner heutigen Parkbetrachterschaft! Wie hatte er überhaupt einen Vergleich anstellen können!

„Schredlich!“, flüchte Alfred und zog verzweifelt an seiner Zigarette.

Das Telefon klingelte. Gleich einem Wahnsinnigen riß Alfred die Muschel herunter:

„Ingenieur Alfred Murr! — Wer spricht?“

„Hallo, hier spricht das Fräulein vom Stadtpark! Also Sie sehen — ich habe Wort! Da Ihre Uebersetzung stimmt —“

— „Hallo, sagten Sie etwas?“

„Ach nein, ich habe nur gehustet!“

„Ach so! Also, wie gesagt: Alle Achtung, mit Fremdwörtern kennen Sie sich glänzend aus! — Haben Sie heute Abend Zeit?“

„Gewiß!“

„Also, bitte, dann um 8 Uhr auf derselben Bank wie zu Mittag...! Alles übrige mündlich!“

Als sie am nächsten Tag in Alfreds Arbeitszimmer saßen, fiel Gustis Blick auf die stattiße Reihe von Lexikonbänden, die auf dem Wandregal standen.

„Ach, du hast ein großes Lexikon in vielen Bänden! Denk' dir, wir zu Hause haben nur ein kleines, einbändiges...!“

„Und dort hast du „Mittheilung“ gefunden?“

Da riß Gusti ihre weichenblauen Augen, die so ähnlich, aber doch nicht ganz so schön, wie jene der verstorbenen Hilde waren, weit auf:

„Über das Wort existiert doch gar nicht!“

„Existiert nicht?“ Ja, mit ihnen auch so! Wieso kommt es aber dann...!“

„Also bitte, mach' doch kein so furchtbar strenges Gesicht, Fred! — Gott, ihr Männer seid manchmal so komisch! Und manchmal wieder ädeltlich ungeschickt! Ihr wartet immer auf den Zufall — der aber leider nie kommt. Da muß eben unser innerer ein bißchen nachhelfen und sich schimpfenfalls ein Fremdwort erfinden. Ich glaube, Fred, wir hätten uns sonst überhaupt nicht kennengelernt — und — das wäre doch eigentlich schade — oder nicht?“

Öffentl. Steuermahnung

Die am 15. ds. Mts. fälligen Steuern und sonstigen Abgaben sind nunmehr innerhalb 3 Tagen zu entrichten, andernfalls zwangsweise Beitreibung erfolgt.

Epe, den 15. Juli 1934.

Die Amtsstelle als Vollstreckungsbehörde.

Ahaus

Mittwoch, den 18. Juli 1934

Kindvieh- u. Schweinemarkt

Rückständige Grundvermögens- u. Hauszinssteuer einschl. Monat Juli für Ahaus und Ummeln sind binnen 3 Tagen zu zahlen, andernfalls erfolgt kostenpflichtige Zwangsbeitreibung.

Ahaus, den 15. Juli 1934.

Die Stadtstelle Ahaus als Vollstreckungsbehörde.

14.15. JULI

Tag der deutschen Rose

HILFswerk-MUTTER

ANT. FÜRKLARSKOMM. FAHRT

NEUSCHES GRAFENWERK

NSP. LAUSCH

14.15. JULI

Tag der deutschen Rose

HILFswerk-MUTTER

ANT. FÜRKLARSKOMM. FAHRT

NEUSCHES GRAFENWERK

NSP. LAUSCH

14.15. JULI

Tag der deutschen Rose

HILFswerk-MUTTER

Fußqualen

verursachen Hühneraugen und Hornhaut. Befreiung Sie sich von diesem lästigen Uebel

Lebewohl gegen Hühneraugen u. Hornhaut Blieschöse (8 Pfaster) 68 Pfg. in Apotheken und Drogerien. Sicher zu haben: Westfalia-Drog. W. Hansen; Adler-Drog. „Hooen“

Mit meinem modernen Bequemen Omnibus

„Wanderfalte“

durch das schöne Deutschland!

Bernh. Kamphues

Ahaus, Telefon 360

Zurück!

Dr. med. Adams, Epe

Suche für sofort

kath. Mädchen

im Alter von 14—16 Jahren für bürgerlichen Haushalt.

Ahaus, Hochstr. 19

Brennholzverkauf!

Am Dienstag, den 17. 7. mittags 1 Uhr werde ich hinter meiner Fabrik eine Partie Brennholz öffentl. meistbietend gegen bar verkaufen.

Joh. Dües, Ahaus

Großes Unternehmen der Versicherungsbörse vergibt zu zeitgemäßen Bedingungen die Platzvertretung für

Ahaus

Der Umfang der Arbeit gestattet vorläufig auch eine nebenamtliche Tätigkeit.

Angebote unter 13.300 an die A.G. Renkel, Gmbh., Münster, Salzgtr. 9.

Brennholzverkauf

Am Dienstag, den 17. Juli abends 5.30 Uhr werde ich auf dem Mühlenplatz Fischer, Mühlenmathe, mehrere Mrn. Brennholz öffentlich meistbietend gegen bar versteigern.

Hermann ten Dam, Gronau i.W. beid. Auktionator

Öffentl. Steuermahnung

Die am 15. ds. Mts. fälligen Steuern und sonstigen Abgaben sind nunmehr innerhalb 3 Tagen zu entrichten, andernfalls zwangsweise Beitreibung erfolgt.

Epe, den 15. Juli 1934.

Die Amtsstelle als Vollstreckungsbehörde.

Ahaus

Mittwoch, den 18. Juli 1934

Kindvieh- u. Schweinemarkt

Rückständige Grundvermögens- u. Hauszinssteuer einschl. Monat Juli für Ahaus und Ummeln sind binnen 3 Tagen zu zahlen, andernfalls erfolgt kostenpflichtige Zwangsbeitreibung.

Ahaus, den 15. Juli 1934.

Die Stadtstelle Ahaus als Vollstreckungsbehörde.

14.15. JULI

Tag der deutschen Rose

HILFswerk-MUTTER

ANT. FÜRKLARSKOMM. FAHRT

NEUSCHES GRAFENWERK

NSP. LAUSCH

14.15. JULI

Tag der deutschen Rose

HILFswerk-MUTTER

ANT. FÜRKLARSKOMM. FAHRT

NEUSCHES GRAFENWERK

NSP. LAUSCH

14.15. JULI

Tag der deutschen Rose

HILFswerk-MUTTER

Öffentl. Steuermahnung

Die am 15. ds. Mts. fälligen Steuern und sonstigen Abgaben sind nunmehr innerhalb 3 Tagen zu entrichten, andernfalls zwangsweise Beitreibung erfolgt.

Epe, den 15. Juli 1934.

Die Amtsstelle als Vollstreckungsbehörde.

Ahaus

Mittwoch, den 18. Juli 1934

Kindvieh- u. Schweinemarkt

Rückständige Grundvermögens- u. Hauszinssteuer einschl. Monat Juli für Ahaus und Ummeln sind binnen 3 Tagen zu zahlen, andernfalls erfolgt kostenpflichtige Zwangsbeitreibung.

Ahaus, den 15. Juli 1934.

Die Stadtstelle Ahaus als Vollstreckungsbehörde.

14.15. JULI

Tag der deutschen Rose

HILFswerk-MUTTER

ANT. FÜRKLARSKOMM. FAHRT

NEUSCHES GRAFENWERK

NSP. LAUSCH

14.15. JULI

Tag der deutschen Rose

HILFswerk-MUTTER

ANT. FÜRKLARSKOMM. FAHRT

NEUSCHES GRAFENWERK

NSP. LAUSCH

14.15. JULI

Tag der deutschen Rose

HILFswerk-MUTTER

Die Reichstagsrede des Führers.

Der Schluß des Rechenschaftsberichts.

Für einen Teil der Auflage wiederholt.

Berlin, 14. Juli.

In seiner gefrigen Rede vor dem Reichstag führte Reichskanzler Adolf Hitler in seinen Darlegungen über die Pläne der Reichsregierung, deren Führer ich bin, weiter folgendes aus:

Die Frage nach der wirtschaftlichen Seite bei einer solchen Entwicklung wurde mit großer Wahrscheinlichkeit im Licht der Ereignisse abgeklärt, daß der blutige Terror der notwendigen Mittel so oder so schaffen würde. Ich muß mich hier nur noch mit einem Gedanken auseinandersetzen, nämlich mit dem, ob nicht jede gelungene Revolution in sich eine Rechtfertigung trage.

Staatschef Röhm und seine Elemente erklärten die Notwendigkeit dieser Revolution mit dem Hinweis auf den damit allein gerechtfertigten Sieg des reinen Nationalsozialismus. Ich muß in diesem Falle aber für die Gegenwart und Zukunft die Feststellung treffen, daß diese Männer überhaupt kein Recht mehr besitzen, sich auf den Nationalsozialismus als Weltanschauung zu berufen. Ihr Leben war so schlecht geworden wie das Leben derjenigen, die wir im Jahre 1933 überwinden und abgelöst hatten.

Das Auftreten dieser Leute hat es mir unmöglich gemacht, sie bei mir einzuladen oder das Haus des Staatschefs in Berlin auch nur einmal zu betreten. Was aus Deutschland im Falle eines Sieges dieser Leute geworden wäre, ist schwerlich auszumalen.

Die Größe der Gefahr ist aber erst recht erwiesen durch Feststellungen, die nun vom Ausland kommen. Englische und französische Zeitungen begannen immer häufiger von einer bevorstehenden Umwälzung in Deutschland zu reden, und immer mehr Mitteilungen ließen erkennen, daß von den Reichsregierungen eine planmäßige Bearbeitung des Auslandes in dem Sinne vorgenommen wurde, daß in Deutschland die Revolution der eigentlichen Nationalsozialisten vor der Tür stünde und das bestehende Regime nicht mehr zum Handeln fähig sei. General von Bredow, der als außenpolitischer Agent des Generals von Schleicher die Verbindung beforderte, arbeitete nun entsprechend der Tätigkeit derjenigen reaktionären Zirkel, die — ohne mit dieser Verbindung direkt im Zusammenhang zu stehen — sich zum bereitwilligen unterirdischen Mediator für das Ausland mißbrauchen ließen. Ende Juni war ich daher entschlossen, dieser unmöglichen Entwicklung ein Ende zu setzen und zwar eben das Blut von zehntausend Unschuldigen die Katastrophe befehlen würde.

Da die Gefahr und die auf allen laufenden Spannung allmählich unerträglich geworden war und gewisse Parteimitglieder und Stabschefs pflichtgemäß Abwehrmaßnahmen treffen mußten, erschien mir die eigenartige plötzliche Verlängerung des Dienstes vor dem SA-Verband als bedenklich, und ich entschloß mich daher Samstag, den 30. Juni, dem Stabschef meines Amtes zu entziehen, zunächst in Vernehmung zu nehmen und eine Anzahl von SA-Führern, deren Verbrechen klar zutage lag, zu verhaften. Da es zweifelhaft war, ob angesichts der drohenden Zuspitzung Staatschef Röhm überhaupt noch nach Berlin oder anderswo hingekommen wäre, entschloß ich mich zu einer nach Wiessee angelegten SA-Führer-Vernehmung persönlich zu fahren.

Baue auf die Autorität meiner Person und meine, wenn notwendig, immer vorhandene Entschlossenheit, wollte ich dort um 12 Uhr mittags den Stabschef seiner Stellung entziehen, die hauptschuldigen SA-Führer verhaften und in einem eindringlichen Appell die übrigen zu ihrer Pflicht zurückrufen.

Am Laufe des 29. Juni erhielt ich aber so bedrohliche Nachrichten über letzte Vorbereitungen zur Aktion, daß ich mittags die Beistellung der Arbeitslager in Westfalen abbrechen mußte, um mich für alle Fälle bereitzustellen. Um 1 Uhr nachts erhielt ich aus Berlin und München zwei dringende Alarmnachrichten, nämlich erstens, daß für Berlin um 4 Uhr nachmittags Alarm angeordnet sei, daß zum Transport der eigentlichen Stabsformationen die Requisition von Kraftfahrzeugen befohlen und bereits im Gange sei, und daß Schlag 5 Uhr die Aktion überallmäßig mit der Begehung der Regierungsgebäude ihren Anfang nehmen sollte. Gruppenführer Ernst war zu dem Zweck auch nicht mehr nach Wiessee gereist. Zweitens wurde in München die Alarmierung der SA bereits für 9 Uhr abends angeordnet. Die SA-Formationen wurden nicht mehr nach Hause entlassen, sondern in die Alarmquartiere gelegt.

Unter diesen Umständen konnte es für mich nur noch einen einzigen Weg geben. Wenn überhaupt das Unheil noch zu verhindern war, dann mußte blühend und gehandelt werden. Nur ein rücksichtsloses und blutiges Eingreifen war vielleicht noch in der Lage, die Ausbreitung der Revolte zu verhindern, und es konnte dann keine Frage sein, daß besser 100 Meuterer, Verschwörer und Komplizen vernichtet würden als 10.000 unschuldige SA-Männer und 10.000 ebenso unschuldige Verblutende zu lassen. Denn wenn die Aktion des Verbrechens Ernst in Berlin erst abzurollen begann, waren die Folgen ja unaussprechlich.

Wie das Operieren mit meinem Namen gewirkt hatte, ergab sich aus der Tatsache, daß es diesen Meuterern z. B. gelungen war, in Berlin unter Berufung auf mich von nichtsahnenden Polizeioffizieren sich für ihre Aktion vier Panzerwagen zu sichern, daß weiter schon vorher die Verschwörer Heimes und Hahn Polizeioffiziere in Sachsen und Schlesien unsicher machten angesichts ihrer Aufforderung, bei der kommenden Auseinandersetzung sich zwischen der SA und den Hitlerfeinden zu entscheiden. Es war mir endlich klar, daß dem Stabschef nur ein einziger Mann entgegenzutreten konnte und entgegenzutreten mußte. Mir blieb er die Treue und ich allein mußte ihn dafür zur Verantwortung ziehen!

Um 1 Uhr nachts erhielt ich die letzte Alarmdepesche. Um 2 Uhr morgens flog ich nach München. Ministerpräsident Göring hatte unterdessen von mir schon vorher den Auftrag bekommen, im Falle der Aktion der Vereinigung seinerseits die analogen Maßnahmen in Berlin und Kreußen zu treffen. Er hat mit eigener Faust den Angriff auf den nationalsozialistischen Staat niedergeschlagen, ehe er zur Entwicklung kam. Die Notwendigkeit dieses blutigen Handelns brachte es mit sich, daß mich in dieser entscheidenden Stunde nur ganz wenige Menschen zur Verfügung standen.

Im Weissen des Ministers Schober und des neuen Stabschefs Luge wurde dann die Ihnen bekannte Aktion durchgeführt und in München abgeschlossen. Wenn ich noch wenige Tage vorher zur Nachtzeit bereit

gewesen war, so konnte es in dieser Stunde eine solche Rücksicht nicht mehr geben. Meutereien bricht man nach ewig gleichen Gesetzen. Wenn mit jemand den Vorwurf entgegenhält, weshalb wir nicht die ordentlichen Gerichte zur Aburteilung herangezogen hätten, dann kann ich ihm nur sagen,

in dieser Stunde war ich verantwortlich für das Schicksal der deutschen Nation, und damit war des deutschen Volkes oberster Gerichtshof in diesen 24 Stunden ich selbst.

Meuternde Divisionen hat man zu allen Zeiten durch Degimierung wieder zur Ordnung gerufen. Nur ein Staat hat von seinen Kriegskriegsfeldern keinen Gebrauch gemacht, und dieser Staat ist dafür auch zusammengebrochen: Deutschland. Ich wollte nicht das junge Reich dem Schicksal des alten ausliefern.

Ich habe den Befehl gegeben, die Hauptschuldigen an diesem Verrat zu erschließen, und ich gab weiter den Befehl, die Geschwüre unserer inneren Brunnenvergiftung und der Vergiftung des Auslandes auszubrengen bis auf das rohe Fleisch, und ich gab weiter den Befehl, bei jedem Versuch des Widerstandes der Meuterer gegen ihre Verhaftung diese sofort mit der Waffe niederzulegen.

Die Nation muß wissen, daß ihre Existenz — und diese wird garantiert durch ihre innere Ordnung und Sicherheit — von niemandem angetastet bedroht wird. Und es muß jeder für alle Zukunft wissen, daß, wenn er die Hand zum Schläge gegen den Staat erhebt, der sichere Tod sein Los ist. Und jeder Nationalsozialist muß wissen, daß kein Rang und keine Stellung ihn seiner persönlichen Verantwortung und damit seiner Strafe entzieht. Ich habe Tausende unserer früheren Gegner wegen ihrer Korruption verfolgt. Ich würde mir innere Vorwürfe machen, wenn ich gleiche Erscheinungen bei uns nun dulden würde. Kein Volk und keine Staatsführung kann etwas dafür, wenn sich Kreaturen, wie wir sie in Deutschland als Kustiser usw. kannten, wie das französische Volk sie in einem Stasilly kennengelernt hat, und wie wir sie heute wieder erleben, aufstauen, um sich an den Interessen ihrer Nation zu vergewissern. Allein jedes Volk ist selbst schuldig, wenn es nicht die Kraft findet, solche Schädlinge zu vernichten.

Wenn mir die Meinung entgegengehalten wird, daß nur ein gerechtes Verfahren ein genaues Abwägen von Schuld und Sühne hätte ergeben können, so lege ich gegen diese Auffassung feierlich Protest ein. Wer sich gegen Deutschland erhebt, treibt Vandalismus. Wer Verrat übt, soll nicht bestraft werden nach dem Umfang und Ausmaß seiner Tat, sondern nach seiner zutage getretenen Gesinnung. Wer sich untersteht, im Innern unter Bruch von Treu und Glauben und heiligem Versprechen eine Meuterei anzuleiten, kann nichts anderes erwarten, als daß er selbst das erste Opfer sein wird.

Ich habe nicht zu unterlassen, und von jenen Verschwörern, Hebern, Destruktoren und Brunnenvergiftern der deutschen öffentlichen Meinung und im weiteren Sinne der Weltmeinung ein so hartes Los zugesagt wurde, sondern ich habe darüber zu wachen, daß das Los Deutschlands getragen werden kann. Ein ausländischer Journalist, der bei uns Gastrecht genießt, protestiert im Namen der Frauen und Kinder der Erschlagenen und erwartet aus ihren Reihen die Vergeltung. Ich kann diesem Ehrenmann nur eines zur Antwort geben: Frauen und Kinder sind stets die unschuldigen Opfer verbrecherischer Handlungen der Männer gewesen. Auch ich empfinde mit ihnen Mitleid, allein ich glaube, daß das Leid, das ihnen zugefügt ist durch die Schuld dieser Männer, nur ein winziger Bruchteil ist gegenüber dem Leid, das vielleicht zehntausende in Deutschland getroffen hätte, wenn diese Tat gelungen wäre.

Ein ausländischer Diplomat erklärt, daß die Zusammenkunft zwischen Schleicher und Röhm selbstverleumdend ganz harmloser Natur gewesen sei. Ich habe mich mit niemandem darüber zu unterhalten. Die Auffassungen über das, was harmlos ist und was nicht, werden sich auf politischem Gebiet niemals decken. Wenn aber drei Hochverräter in Deutschland mit einem auswärtigen Staatsmann eine Zusammenkunft vereinbaren, und durchführen, die sie selbst als „dienstlich“ bezeichnen, unter Fernhaltung des Personals durchführen und mir durch strengsten Befehl verheimlichen, dann lasse ich solche Männer totschießen, auch wenn es zutreffend sein sollte, daß bei ihrer vor mir so verborgenen Beratung nur über Witterung, alte Münzen und dergleichen gesprochen worden sein soll. Die Sühne für dieses Verbrechen war eine schwere und harte. 19 höhere SA-Führer, 31 SA-Führer und SA-Angehörige wurden erschossen, ebenso drei SA-Führer als Mitbeteiligte am Komplott. 13 SA-Führer und Zivilpersonen, die bei der Verhaftung Widerstand leisteten, mußten dabei ihr Leben lassen. Drei weitere endeten durch Selbstmord, fünf Nicht-SA-Angehörige, aber Parteigenossen wurden wegen Beteiligung erschossen. Endlich wurden noch erschossen drei SA-Angehörige, die sich eine schändliche Mißhandlung gegenüber Schutzgefolgten zuschulden kommen ließen.

Um zu verhindern, daß die politische Leidenschaft und Empörung an weitere Belästigte zur Lynchjustiz greifen

konnte und, nachdem die Gefahr beseitigt und die Revolte als niedergebrosen gelten konnte, habe ich noch am Sonntag, 1. Juli, den strengsten Befehl gegeben, jede weitere Vergeltung zu unterlassen. Es ist damit seit Sonntag, dem 1. Juli, nachts, der normale Zustand wiederhergestellt. Eine Anzahl von Gewalttätigen, die mit dieser Aktion in keinem Zusammenhang stehen, werden den normalen Gerichten zur Aburteilung übergeben. So schwer diese Opfer auch sein mögen, sie sind dann vergeblisch, wenn aus ihnen einmal für immer die Ueberzeugung kommt, daß jeder Versuch eines Hoch- oder Landesverrats ohne Ansehen der Person getroffen werden wird. Ich hoffe dabei zuversichtlich, daß, wenn mich das Schicksal zu irgendeiner Stunde von meinem Plage abberufen würde, mein Nachfolger nicht anders handeln und, falls auch dieser den Platz räumen müßte, der dritte hinter uns mit nicht minderer Entschlossenheit die Sicherheit von Volk und Nation wahrzunehmen bereit ist.

Wenn in den nun hinter uns liegenden zwei Wochen ein Teil der ausländischen Presse anstelle jeder objektiven und gerechten Berichterstattung die Welt mit unwahren und unrichtigen Behauptungen und Meldungen überschwemmt, dann kann ich den Einwand nicht gelten lassen, daß andere Nachrichten eben nicht zu erhalten gewesen wären. Es hätte in den meisten Fällen nur eines kurzen Telefonanrufes an die zuständigen Stellen bedurft, um sofort die Falschheit der meisten dieser Behauptungen aufzuklären.

Wenn insbesondere verbreitet wurde, es seien auch Mitglieder des Reichskabinetts unter den Opfern oder Verschwörern, so wäre es unschwer gewesen, festzustellen, daß das Gegenteil der Fall war.

Die Behauptung, daß Vizeminister von Papen, Minister Seidie oder andere Herren des Reichskabinetts mit den Meuterern eine Verbindung gehabt hätten, wird am schärfsten widerlegt durch die Tatsache, daß eine der ersten Absichten der Meuterer u. a. der Nord an diesen Männern war.

Ebenso sind frei erfunden alle Nachrichten über eine Beteiligung irgendwelcher deutscher Prinzen oder über deren Verfolgung. Wenn endlich in den letzten Tagen ein englisches Blatt zu berichten weiß, daß ich nunmehr einen Nervenzusammenbruch bekommen hätte, so wäre auch hier durch eine kleine Anfrage die Wahrheit sofort zu erlangen gewesen. Ich kann diesen belagerten Berichterstattern nur versichern, daß ich weder im Kriege noch nach ihm jemals einen solchen Zusammenbruch erlebt habe; wohl habe ich diesmal erlebt den schwersten Zusammenbruch von Treue und Glauben, den ich in einem Mann lebte, vor den ich mich selbst gestellt hatte. Ich muß aber an dieser Stelle auch zugleich gestehen, daß mein Vertrauen zur Bewegung und insbesondere zur SA nie gewankt hat, und nun wurde auch das Vertrauen zu meiner SA mir wieder zurückgegeben. Dreimal hatte die SA das Unglück, Führer zu besitzen — das letztemal sogar einen Stabschef —, denen ich glaube gehören zu müssen, und die sie betrogen, denen ich mein Vertrauen identisch, und die mich verrieten. Ich habe aber auch dreimal Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß im Augenblick, in dem eine Handlung sich als Verrat entpuppte, der Verräter einsam und gemieden, von allen verlassen wurde. So treulos das Verhalten dieser kleinen Führergruppe war, so groß war die Treue dieser beiden nationalsozialistischen Organisationen in der entscheidenden Stunde zu mir.

Wenn die SS mit innerlich nemem Gefühl in diesen Tagen ihre höchste Pflicht erfüllte, dann war nicht minder anständig aber auch das Verhalten der Millionen brauner SA-Männer und SA-Führer, die, außerhalb dieser Gemeinschaft dieses Verrates stehend, keine Sekunde in ihrer Pflichtauffassung wankend waren.

Dies gibt mir die Ueberzeugung, daß es dem nunmehrigen Stabschef der SA, mit dem mich das Band aller Kampfgemeinschaft verbindet, endlich gelingen wird, die Organisation entsprechend meinen Richtlinien zu verjüngen und zu einem noch stärkeren Gliede der Bewegung zu machen. Denn niemals werde ich einwilligen, daß etwas zerstört wird, das nicht nur mit den Kämpfen und dem Siege der nationalsozialistischen Bewegung für immer untrennbar verbunden bleibt, sondern das auch ein unerschöpfbares Verdienst an der Gestaltung des neuen Reiches besitzt. Die SA hat in diesen für sie wie für mich schweren Tagen ihre innere Treue bewahrt. Sie hat damit zum dritten Male unter Beweis gestellt, daß sie mein ist genau so wie ich es jederzeit unter Beweis stellen werde, daß ich meinen SA-Männern gehöre. In wenigen Wochen wird das braune Hemd wieder die Straßen beherrschen und jedem eindeutig zu verstehen geben, daß das nationalsozialistische Deutschland nur noch stärker lebt, indem es eine schwere Not überwand.

Als im März des vergangenen Jahres unsere junge Revolution durch Deutschland brauste, war es mein höchstes Bemühen, so wenig als möglich Blut zu vergießen. Millionen meiner ehemaligen Gegner habe ich für den neuen Staat und namens der nationalsozialistischen Partei einen Generalpardon angeboten, Millionen von ihnen sind leidend zu uns gestiegen und arbeiten am Neubau des Reiches getreulich mit. Ich hoffe, daß es nicht mehr nötig sein würde, diesen Staat noch einmal mit der Waffe in der Hand verteidigen zu müssen. Indem das Schicksal uns diese Prüfung nun dennoch auferlegte, wollten wir uns aber alle geloben, um so fanatischer festzuhalten, was mit so viel Blut unserer besten Männer erst erkämpft und heute wieder mit Blut der deutschen Volksgenossen gehalten werden mußte.

So wie ich vor 1½ Jahren unseren damaligen Gegnern die Veröhnung angeboten habe, so möchte ich auch all denen, die mitschuldig waren an dieser

Bahnstrecke von jetzt an ebenfalls das Vergeben anjagen. Mögen sie alle in sich gehen und in Erinnerung an diese traurige Not unserer neuen deutschen Geschichte sich mit aller Kraft der Wiedergutmachung widmen!

Mögen sie jetzt fester als früher die große Aufgabe erkennen, die uns das Schicksal stellt und die nicht gelöst werden durch Bürgerkrieg und Chaos! Mögen sie sich alle verantwortlich fühlen für das kostbare Gut, das es für das deutsche Volk geben kann, die innere Ordnung und den inneren und äußeren Frieden, so wie ich bereit bin, vor der Geschichte die Verantwortung zu übernehmen für die 24 Stunden der bittersten Entschlüsse meines Lebens, in denen mich das Schicksal wieder gelehrt hat, in banger Sorge mit jedem Gedanken das Feuer zu umfassen, was uns auf dieser Welt gegeben ist, das deutsche Volk und das deutsche Reich.

Am Schluß der immer wieder von oft minutenlangem Beifall unterbrochenen Ausführungen des Führers erhoben sich die Abgeordneten, aber auch die Zuhörer von den Plätzen und brachten ihm stürmische Ovationen.

Hierauf nahm

Reichstagspräsident Göring

das Wort. Er führte u. a. folgendes aus:

Noch stehen wir alle unter dem gewaltigen Eindruck der Ausführungen unseres Führers. Er hat Rechenschaft abgelegt vor dem deutschen Volke, das Sie hier vertreten. Sie haben noch einmal erleben können die furchtbaren schweren Stunden, in denen der Führer uns allen und dem deutschen Volke wiederum Retter geworden ist. Die Ueberwindung der Revolte hat der Führer selbst in lebendigen Farben geschildert. Ich selbst meine Kameraden, hatte oft Gelegenheit, in schwerer Sorge dem Führer Vortrag zu halten über die zahllosen Beweismittel, die bei uns eingingen. Ich habe auch alle die Verurteile miterlebt, das Ringen um die Seele dieser Verlorenen. Ich selber hatte Gelegenheit, vor etwa zwei Monaten den Stabschef inoffiziell, fast auf den Knien zu bitten, dem Führer und dem deutschen Volke nicht die Treue zu brechen. Mit lächelndem Darüberhinweggehen war er in dieser Stunde schon entschlossen, den Dolch zu führen. Ich habe aber auch erlebt wie immer wieder der Führer jedes Verdienst in die Waagschale geworfen hat, und er hat ihnen hoch angerechnet, was sie einst für die Bewegung getan haben. Als aber dann gewogen wurde, da lag in der anderen Schale die Not des Volkes und die Not der Nation, die die Not des Führers und des Volkes willens das Schwert in die Hand zu drücken, und das hat er geführt. Ich habe aber auch erleben können die furchtbaren Stunden des Leidens des Führers, daß die Treue gebrochen wurde von einem Mann, dem er selbst das Vorbild letzter Mannestreue vor uns allen gegeben hat (lebhaft Zustimmung und Handklatschen). Wir können und dürfen dem Schicksal und dem Allmächtigen danken, daß trotz dieses einzigartigen Vertrauensbruchs der Führer heute wieder ein einziges leuchtendes Bekenntnis seines Glaubens und Vertrauens zu seinem Getreuen und zu seinem Volk abgelegt hat. Wer könnte es ihm übelnehmen, wenn er in Zukunft in einsamer Verbitterung regieren würde! Aus allen seinen Worten und Taten sprach dagegen wieder die Leidenschaftlichkeit seines Herzens, das nur für Deutschland und immer wieder für Deutschland schlägt (Brausender Beifall). Das deutsche Volk aber weiß heute, daß es in Ruhe leben und schaffen kann. Das deutsche Volk weiß, je größer die Not, desto treuer immer der Führer. Das deutsche Volk weiß auch, daß, wenn die Not schier unüberwindlich erscheint, immer wieder der stahlharte Entschluß des Führers diese Not gemildert hat und jede künftig meißern wird. Der persönliche Einsatz ist es auch hier gewesen und: wie der Führer vorhin sagte, nur ein Mann konnte den Verschwörern entgegenreten, so wissen wir, es wird immer und zu allen Zeiten der selbe Mann sein, der immer wieder an der Spitze aller Not und allen Gegnern entgegenzutreten wird (stürmischer Beifall).

Von allen Seiten kommen uns die Volksgenossen leuchtenden Auges entgegen mit einem einzigen Aufschrei der Befreiung; denn jeder hatte unwillkürlich diese furchtbare Not und diesen Alpdruck empfunden. Es war ja beinahe kein Arbeiter mehr möglich, da man nicht sicher war, jeden Augenblick von Meuterern ausgeben zu werden.

Wie war es möglich, noch von Nationalsozialismus zu predigen, wenn die Führer dieser Bewegung selbst durch ihr Beispiel alles ins Gegenteil verkehrten.

Darum wissen wir, daß das Volk heute das empfindet und fühlt, daß es keine Rettung dem Führer verdankt. Nie war die Begeisterung so ehrlich wie heute. Das hat ihm das Herz des letzten Deutschen, der noch abseits stand, gewonnen. Hier wurden die Schuldigen gefaßt, nicht der Kleine wird gefaßt, sondern der Große kommt ans Schwert. Mit diesem furchtbaren Beispiel, das wir alle aufs tiefste bedauern, ist eine Gerechtigkeit statthaft dem ganzen Volke als Fundament gegeben und wenn heute das Volk aufsteht in diesem einzigartigen Bewußtsein geborener Gerechtigkeit und Sicherheit, so weiß es, daß alles das für das Volk geschieht, denn es empfindet, daß das ganze Verhalten und Denken des Führers nur dem Volke selbst gilt. Dann wird das Volk dieses vergelten durch unaussprechliche Dankbarkeit und Treue gegenüber dem Manne, der sich für jeden einzelnen Volksgenossen in Stille reihen lassen würde, wenn er angegriffen wird. (Großer Beifall.) Deshalb wissen wir, daß die Treue nach wie vor das beste Fundament bildet, auf dem wir aufbauen haben und das Vertrauen, das nicht nur die alten Kämpfer, sondern das ganze deutsche Volk ihm entgegenbringt, das ist wohl das kostbarste, was ein Mensch auf Erden sich erwerben kann.

Sie haben, so erklärte Göring, zum Führer gewandt, es geschafft. Sie besitzen das Vertrauen, und von dem Vertrauen aus ist es Ihnen möglich, das zu tun, was zum Aufbau Deutschlands nötig ist.

Dieses Vertrauen aber auch ist die Plattform, auf der Deutschland heute steht. Wer daran rüttelt und es zerstören will, begeht mehr als Hoch- und Landesverrat, das ist das gewaltigste Verbrechen, und derjenige, der es begeht, muß vernichtet werden, denn er stürzt das Fundament, auf dem Deutschland heute steht.

(Stürmischer Beifall). Wenn heute der Reichstag beschließt:

Der Reichstag billigt die Erklärung der Reichsregierung und dankt dem Reichskanzler für seine Tatkraft und entschlossene Rettung des Vaterlandes vor Bürgerkrieg und Chaos,

so ist das der Ausdruck dessen, was jetzt das ganze Volk, Mann für Mann und Frau für Frau erklären würde, und wenn das Ausland heute glaubt, das Chaos breche über Deutschland herein, so erwidert das deutsche Volk darauf mit dem einzigen Aufschrei: Wir alle billigen immer das, was unser Führer tut.

Das Treuebekenntnis Hermann Görings fand ein unbefriedigendes Echo, und als der Führer nach Schluß der Sitzung den Saal verließ, schlugen ihm immer wieder erneute Wellen der Verehrung entgegen. Als sich das Haus langsam leerte, klangen von der Straße die Jubelrufe der Zehntausende, die den ganzen Weg von der Krolloper bis zum Reichstagspalais umfähten, herein.

Strassen-D-Süge in Italien.



Die Motorisierung des Verkehrs hat in Italien einen neuen Fortschritt erzielt. Für den großen Fernverkehr bauen die Alfa-Romeo-Werke neuartige Autotriebwagen — die übrigens mit deutschen Dieselmotoren ausgerüstet sind —, deren einzelne Wagen miteinander verflochten und durch Durchgänge verbunden werden.

Die landwirtschaftliche Schuldenregelung.

Von
Regierungsassessor Dr. Steiger.

Die beiden im Reichsgesetzblatt veröffentlichte Sechste Verordnung zur Durchführung der landwirtschaftlichen Schuldenregelung bringt die Gesetzgebung auf diesem Gebiete zu einem gewissen Abschluss. Aus diesem Grunde bringen wir nachstehenden Aufsatz, der einen genauen Überblick über die landwirtschaftliche Schuldenregelung gibt. Der Verfasser ist in dem für diese Frage zuständigen Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft tätig.

Die Schriftleitung.

Durch die Richtlinien des Reichsernährungsministeriums vom 13. Juni 1934 ist der Begriff des landwirtschaftlichen Betriebes umrissen und damit klargestellt worden, welche Betriebe das Entschuldungsverfahren in Anspruch nehmen können. Außerdem ist in diesen Richtlinien eingehend geordnet, wie die Entschuldungspläne aufzustellen sind. Es sind schließlich auch die Verhandlungen über die Vereinfachung der erforderlichen Barmittel und Abfertigungsschuldenverreibungen inzwischen zum Abschluss geführt worden. Einer beschleunigten Bearbeitung der Entschuldungsverfahren steht daher nichts mehr im Wege. Nunmehr können die Entschuldungsgerichte und die Entschuldungsstellen tatkräftig daran gehen, die Schulden der Landwirtschaft zu bereinigen und dadurch Ertrag und Zinslast wieder in ein gesundes Verhältnis zu bringen. Dies ist vor allem auch der Gläubiger wegen erforderlich; sie befreit den bisherigen Zustand, daß das Verfahren zwar eröffnet, in den meisten Fällen aber nicht wesentlich gefördert wurde, ebenso sehr wie den Betriebsinhaber.

Die Sechste Durchführungsverordnung verlängert die Frist, innerhalb der die Eröffnung des Verfahrens beantragt werden kann, bis zum 30. September 1934. Mit einer weiteren Verlängerung dieser Frist kann nicht gerechnet werden. Die Bauern und Landwirte müssen sich jetzt entscheiden, ob sie in das Verfahren gehen wollen. Dies gilt insbesondere für die Erbhöfobauern, die erst in beschränktem Umfang das Verfahren beantragt haben, hierbei teilweise von der unzutreffenden Voraussetzung ausgehend, daß das Schuldenregelungsgesetz beziehe sich nicht auf Erbhöfe. Die in einzelnen Punkten notwendige Angleichung des Schuldenregelungsgesetzes an das Reichserbhöfengesetz ist nunmehr erfolgt. Es ist vor allem bestimmt, daß ein Verfahren über einen Erbhof nicht wegen Entschuldungsunfähigkeit aufgehoben werden darf. Hierdurch ist der den Bauern in gleicher Weise wie die Gläubiger belastende Zustand beseitigt, daß das Verfahren zwar aufgehoben, der Hof aber dann doch nicht zwangsversteigert werden konnte. Man wird allerdings annehmen dürfen, daß die überwiegende Zahl der Erbhöfe bereits bei Ausschöpfung der Kürzungsmöglichkeit bis zu 50 v. H. entschuldet werden kann. Soweit das nicht der Fall ist, wird eine besondere Regelung noch zu treffen sein, nachdem hinreichende Unterlagen über die Anzahl und die Verschuldung dieser Erbhöfe vorliegen. Die Entschuldung der Erbhöfe ist weiterhin dadurch erleichtert, daß das Entschuldungsgericht den Zwangsvergleich auch dann bestätigen kann, wenn ihn die überwiegende Zahl der Gläubiger ablehnt.

Es ist weiter dafür Sorge getroffen, daß Entschuldungsverfahren nicht wegen Entschuldungsunwürdigkeit des Bauern abgelehnt oder aufgehoben werden. Da der Bauer nach dem Reichserbhöfengesetz ehedem sein muß und im Zweifel das Ansehen der Entschuldungsstelle über seine Ehrbarkeit entscheidet, steht damit auch für die Entschuldung von vornherein fest, daß der Bauer entschuldungswürdig ist. Im Interesse der Gläubiger des Bauern ist schließlich angeordnet, daß auch der Reichsbauernführer den Antrag auf Eröffnung des Entschuldungsverfahrens stellen kann, wenn der Betrieb entschuldungsbedürftig ist, der Bauer aber davon absteht, ins Entschuldungsverfahren zu gehen.

Es wäre aber unrichtig, in dieser Anpassung des Schuldenregelungsverfahrens an die besondere rechtliche und wirtschaftliche Natur der Erbhöfe eine Vorwegnahme des Erbhöfenschuldungsgesetzes zu sehen. Vielmehr ist Voraussetzung für ein solches Gesetz, daß auch die Erbhöfe zunächst durch das Entschuldungsverfahren hindurchgeführt werden, um die Schulden auf ihren wahren Schuldenwert zu ermäßigen. Die Ausgestaltung des Schuldenregelungsgesetzes für die Zwecke der Erbhöfenschuldung wird zweifellos zu einer starken Inanspruchnahme des Entschuldungsverfahrens durch die Bauern führen. Es ist aber auch anzunehmen, daß die übrigen Landwirte, die bisher den Antrag nicht gestellt haben, zum größten Teil von der Entschuldungsmöglichkeit Gebrauch machen werden. Denn nur so können sie sich den Vorteil der Zinsenkung auf 4 bzw. 4 1/2 Prozent erhalten, den die Zins-erleichterungsverordnung vom 27. September 1932 gebracht hat; diese Zinsenkung ist bis zum 30. September 1934 befristet und wird nicht über diesen Zeitpunkt hinaus verlängert werden. Geht also ein Landwirt nicht ins Entschuldungsverfahren, so muß er vom 1. Oktober an wieder die überhöhten Zinsen zahlen. Er begibt sich außerdem des Vorteils, daß seine Schulden in unkündbare Tilgungsschulden umgewandelt werden und ist künftig dem Zugriff seiner Gläubiger um so mehr ausgesetzt, als der Vollstreckungsschutz immer mehr aufgelockert werden wird.

Abgesehen von diesen grundlegenden Vorschriften enthält die Sechste Durchführungsverordnung noch eine große Reihe weiterer Bestimmungen, die eine beschleunigte Erledigung der Verfahren ermöglichen werden. Hier sei nur erwähnt, daß die Entschuldungsstellen der Aufsicht der Entschuldungsgerichte unterstellt worden und für eine ordnungsmäßige und beschleunigte Durchführung der Verfahren verantwortlich sind. Zur Beschleunigung der Verfahren wird es weiter sehr beitragen, daß die Entschuldungsstellen bestimmte Zweifelsfragen, die sich bei der Aufstellung des Entschuldungsplanes ergeben, vorweg dem Entschuldungsgericht zur Entscheidung vorlegen können. Sie vergewissern sich hierdurch über die Auffassung des Amtsgerichts in der streitigen Rechts- oder Tatsache und laufen daher nicht mehr Gefahr, daß der Plan falsch aufgestellt und dann vom Entschuldungsgericht nicht bestätigt wird.

Um eine gleichmäßige Behandlung aller Gläubiger zu gewährleisten, ist schließlich angeordnet, daß die Gläubiger für Forderungen, die sich während des Verfahrens zum Nachteile der übrigen Gläubiger auf ihre Forderung mehr haben zahlen lassen (gegebenenfalls auch durch Zwangsvollstreckung), als ihnen nach dem Vergleichsvorschlag zukommt, einen entsprechenden Betrag wieder zurückzahlen haben.

In der Vergangenheit sind in vielen Fällen Entschuldungsanträge abgelehnt und Verfahren bei solchen Betrieben aufgehoben worden, die die Entschul-

dung beanspruchen können. Aus diesen Gründen steht die Sechste Durchführungsverordnung vor, daß alle Betriebsinhaber bis zum 30. September 1934 noch mal den Antrag auf Eröffnung des Verfahrens stellen und damit den Gerichten Gelegenheit geben können, die Rechts- und Sachlage erneut zu prüfen.

Ausgetretene Reichsbeamte verlieren Amtsbezeichnung und Pension.

NDZ Berlin, 13. Juli.

Beim Neuaufbau des Reiches entstehen mitunter auch Organisationen und Institutionen, bei denen sich für Fachbeamte des Reiches neue Arbeitsmöglichkeiten bieten. Der Reichsverkehrsminister hat jetzt festgestellt, daß Reichsbeamten, die den Reichsdienst verlassen, beabsichtigen, um bei einer anderen Verwaltung eine günstigere Stellung anzutreten, kein Sonderurlaub bewilligt werden könne. Es müsse ihnen vielmehr eröffnet werden, daß sie nur unter Verzicht auf Amt, Amtsbezeichnung und Versorgungsgebühren von ihren Dienstverpflichtungen entbunden werden könnten. Es beständen aber keine Bedenken, die Beamten bis zu drei Monaten, in besonderen Fällen auch bis zu sechs Monaten, ohne Dienstbezüge zu beschäftigen, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Eignung für die von ihnen angestrebte Stellung nachzuweisen. Den Beamten nach ihrem Ausscheiden ein Rücktrittsrecht zuzusichern, sei nicht möglich, da in der Zwischenzeit ihre Stellen besetzt worden sind. Ihre Eignung für ihre ursprünglichen Gebiete sei auch nach längerer Abwesenheit sehr fraglich.

„Mein Kampf“ Erinnerungsausgabe bei der Reichsbahn.

NDZ Berlin, 13. Juli.

Die Reichsbahnhauptverwaltung hat eine Verfügung erlassen, wonach das Buch des Führers „Mein Kampf“ den Reichsbahnbediensteten bei besonderen Anlässen als Geschenk überreicht werden soll. Das Buch soll, wie das NDZ meldet, als Gabe der Verwaltung für besondere Leistungen gewährt werden, z. B. für hervorragende dienstliche Leistungen, für besondere Leistungen bei sportlichen Wettkämpfen, beim Wettbewerb zur Verschönerung der Bahnanlagen, für erfolgreiche Mitwirkung bei der Unfallverhütung und bei Beendigung der 25jährigen Dienstzeit.

Errichtung eines Frauenamtes in der DAF.

DNB Berlin, 13. Juli.

Der Führer der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley, hat folgende Anordnung erlassen: Mit sofortiger Wirkung wird in der DAF ein Frauenamt errichtet. Mit der Leitung des Amtes wird die stellvertretende Amtsleiterin des Amtes NS-Frauenarbeit in der Obersten Leitung der DAF, Frau Scholz-Klein, beauftragt.

Fürjorgezöglinge können in die Hitlerjugend.

rip Berlin, 13. Juli.

Die Abteilungen I (Organisation) und II (Soziales Amt) der Reichsjugendführung haben einen Entwurf für die Aufnahme von Fürjorgezöglingen in die Hitlerjugend ausgearbeitet, der besagt, daß auch die in Erziehungsheimen untergebrachten Fürjorgezöglinge in der HJ organisiert werden können. Für sie gelten die allgemeinen Anordnungen der Dienstvorschriften der Reichsjugendführung.

Die Fürjorgezöglinge sollen in geschlossenen Scharen bzw. Abteilungen zusammengefaßt werden. Ueber die Zulassung einer solchen HJ-Schar in Erziehungsheimen entscheidet die zuständige Bannführung der H. J. der Untergaueführung der DAF. Voraussetzung ist, daß ein zuverlässiger Scharführer bzw. Führer innerhalb des Heimes gestellt werden kann, der sowohl die allgemeinen Interessen der HJ wie auch die erzieherischen Interessen des Heimes wahrnimmt. Um eine Kontrolle der Scharen zu ermöglichen, dürfen die Bannführer der HJ bzw. die Untergaueführer der DAF jederzeit das Erziehungsheim betreten. Sie können außerdem für diese Befähigung einen Vertreter einlegen.

Die Zugehörigkeit zur HJ bzw. zum DAF muß von den Zöglingen eines jeden Heimes als eine hohe Auszeichnung angesehen werden, die erst durch gute Führung und Opferwilligkeit verdient werden kann.

Erste Gründung eines nationalsozialistischen Dorfes in Friesland.



Reichsernährungsminister Darré nahm jetzt die feierliche Einweihung des neugeschaffenen Dorfes Neu-Westel (Ostfriesland) vor. Das Dorf steht auf jenem Boden, den im Jahre 1873 eine Sturmflut entrißen hatte, und ist in mühsamer Arbeit der Nordsee wieder abgerungen worden. 45 Bauern- und Arbeiterfamilien haben hier eine neue Heimat gefunden. Das Bild zeigt die Einweihungsfeier. Im Hintergrund Reichsernährungsminister Darré bei seiner Rede.

Die Einweihung von Neuwestel.

DNB Neuwestel (Ostfriesland), 13. Juli.

Ela frea frezonal! Heil Euch im freien Friesland! Dieser uralte Friezenruß galt am Donnerstag der ersten nationalsozialistischen geschlossenen Bauernsiedlung Ostfriesland - Neuwestel, zu deren feierlicher Einweihung Reichsernährungsminister Darré mit seinem Stabe, der oldenburgische Ministerpräsident Soel sowie zahlreiche Vertreter der Spitzen der Partei und Behörden gekommen waren.

Neuwestel, das schmucke neue Dorf, steht auf Boden, der 1873 einer gewaltigen Sturmflut zum Opfer fiel. Noch 3000 Hektar können hier in wenigen Jahren zurückerobert werden. 1000 Hektar stehen sofort bereit.

Der Landesbauernführer von Oldenburg forderte in seiner Ansprache bei der feierlichen Einweihung Neuwestels die Bauerninnen des neuen Dorfes auf, in feierlicher Handlung das Herdfeuer auf ihren Herdstellen zu entfachen.

Im Mittelpunkt der Feierlichkeiten stand eine Rede des Reichsbauernführers, der den Ortsbauernführer in sein Amt als Führer der Bauern Neuwestels einsetzte. Die Neubildung deutschen Bauerntums, sagte er darin, die wir in Neuwestel erleben, ist eine der entscheidendsten Taten des Dritten Reiches. Der Führer hat den Willen zur tatkräftigen Siedlung und wird die Wege finden, den deutschen Bauern seine nachgebornen Söhne und unsere Landarbeiter der Scholle und damit dem Volke zu erhalten.

Am Anschließ an die Begrüßungsansprachen wurden der neuen Gemeinde eine Fülle von Geschenken überreicht. Der Reichsnährstand schenkte eine Drillmaschine. Am Anschließ an die Feierlichkeiten beehrte der Reichsbauernführer den Deich von Neuwestel und die Landbauernarbeiten in der Leucht.

Am Vormittag der Einweihungsfeier unternahm der Reichsbauernführer mit seiner Begleitung von Leer aus eine Besichtigungsfahrt durch Ostfriesland. Sein Besuch galt dem 12000 Hektar großen Wesmoor, seinem elektrischen Kraftwerk und seinen Glacisstrukturen.

Wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir Utschi Glück wünschen. Sie verdient etwas Besseres als hier bei uns Köchin zu spielen.

Und sie kann in der Welt für uns wirken, fügte Ralph hinzu. Sie macht erst mal bei Ministern oder Schlichtern, wohnen sie kommt, mächtige Reflektoren für unsere Erzeugnisse, läuft nur in Geschäften, die unsere Ware führen, und freudig nach und nach ihre Führer über das ganze Stadtviertel aus.

Da meinte der Student, dann müsse man aber vor allem einen Namen für die Siedlung haben. Die anderen stimmten bei und machten Vorschläge. Der kleine Paul wünschte, „unserem Mädchen“ ein dauerndes Denkmal zu errichten und die Siedlung nach ihr zu benennen. Aber der Name Utschi eignete sich nicht dazu, äußerte er anderer. Der Student erwiderte, dann könne man ja an den Vatersnamen antworten. „Zum Beispiel Hagenfelde! Das klingt wie aus der märkischen Landschaft hervorgegangen und ist daher in höherem Sinne bedeutsam.“ Dieser Vorschlag fand lebhaften Zustimmung. Der kleine Paul handelte und rief: „Wir müssen einen feierlichen Umzug mit Musik veranstalten und im Anschließ daran die Taufe!“

Utschi erklärte sich einverstanden, aber erst müsse sie ein Zeugnis für ihre künftigen Dienststellen verlangen. Das wurde denn auch nach einigen Anläufen zustande gebracht. Marold, der Seemann, schrieb und las vor. „Fräulein Utschi Hagen hat die Stelle als Schaffnerin vorbildlich ausgefüllt. Sie war fleißig, aufmerksam, ehrlich und verträglich, lachte vorzüglich und hat es verstanden, sich die Liebe aller Mitglieder.“

„Nicht Liebe!“, brummte Heinz. „Barum nicht? Gerade!“, riefen verschiedene. Doch der Schaffner war ebenfalls nicht einverstanden. Liebe sei etwas Alltägliches, Gemeines, behauptete er. „Welche Herabwürdigung!“, wandte der kleine Paul empört ein. „Liebe als der ideale Ausdruck für menschliches Verhalten, ein Klang aus Simmelsphären.“

Er wurde unterbrochen, man tritt hin und her, bis man sich endlich auf das Wort Anhänglichkeit einigte. „... sich die Anhänglichkeit aller Mitglieder unseres Unternehmens zu erwerben. Grund des Abganges: der Wunsch, sich an einer anderen Stelle zu vervollkommen. Wir entlassen sie ungern und wünschen ihr das Beste für ihren ferneren Lebensweg.“

„Tribunal!“, behauptete der Student. Es blieb denn aber doch bei dieser Fassung, der Schaffner gab den Auslassung, er vertrat die Ansicht, in gewissen Fällen verleihe es, wenn man nicht tribunal sei.

Nachdem dies erledigt war, ging der Umzug von Ratten. Voran der kleine Paul und der Student mit ihren Zupfgeigen, auf denen sie „Freut euch des Le-

bens“ spielten. Der Zug ging durch die halbfertigen Straßen, um sie zu weihen, und endete wieder vor dem Wohnhaus des Vorkemmers, das der Schaffner etwas vorzeitig das „Rathaus“ nannte. Heinz Burg wurde dazu ausgerufen, die Rede zu halten, was er vom „Ballon“ aus bewerkstelligte, das heißt auf einer Leiter, die an das Haus geleitet war. Er versicherte zwar, daß er eigentlich gar nicht reden könne, brachte aber dann doch eine ganz nette Ansprache zu Wege. Hoch über ihm den anderen in Dachhöfen. Sein blondes Haar flatterte im Winde.

„Freue um Freue! Dieses schöne Wort soll uns als Richtschnur dienen. Und festes Vertrauen auf das Gelingen unseres Werkes! Was wir wollen, das werden wir auch vollenden! Heimatliebe und Arbeitsfreude werden uns leiten. Weiter habe ich nichts zu sagen, darin ist alles enthalten. Und jetzt erteile ich das Wort dem guten Geist unserer Freischar, unserer Patin Utschi Hagen.“

Da wurde auch Utschi vom Schwunge des Augenblicks erfasst. „Neue Heimat! Der besten Jungen von der Welt,“ rief sie laut hinaus, „möge die Erde gesegnet sein, und möge die Blüten und Gedeihen bis in fernste Zeiten als ein Denkmal ungetrübter Kraft und treuer Kameradschaft! Ich taufe dich Hagenfelde!“

Utschi winkte ihnen zu und dankte unter Weinen und Lachen. Heinz war die Leiter herabgeklommen, hatte sich neben Utschi gestellt und schüttelte ihr die Hand im Namen der ganzen Freischar.

Auf dem Markte zum Bahnhof war Utschi plötzlich an seiner Seite, doch ihren Arm in den seinen und drängte sich an ihn.

„Du, Utschi?“ fragte er nur. Da sagte sie mit dem anderen Arm den Bruder unter. So wanderten sie dahin, stiller als sonst, in Begleitung der Kameraden. Und die Zupfgeigen spielten: „Muß ich denn, muß ich denn zum Städtle hinaus...“

Am nächsten Morgen machte Utschi sich auf, sein herausgestrichenes, in ihrem neuen Kleide mit dem netten Saum, ihren besten Strümpfen und Lackschuhen, das kleine Hütchen mit kleiner weißer Feder ließ auf dem lockigen Vagenkopf. Die Mutter hatte ihre Erscheinung begutachtet und fand nichts auszuheilen; ja, von dem frischen Aussehen des schönen Menschenkindes entzückt, hatte sie ihre Tochter bewegt in die Arme geschloffen und geküßt. Und frohgemut wanderte Utschi mit ihren Abreisen in der Sanftmut los.

Zuerst kam sie in ein kleines Haus im alten Witten. Die marmornen Treppen mit den weichen Teppichen, die schimmernden Wände, die bunten Blumenfenster — alles sprach von gebiegender Wohlstande.

(Fortsetzung folgt.)

Utschi und ihre Freier.

Erzählung von Felix Freiheeren v. Stenglin.

6) (Nachdruck verboten.)

„Nein, aber ich werde es schon noch herausbekommen.“

„Es kann doch nicht das Endziel Ihres Strebens sein, diesen jungen, unbedeutenden Leuten da draußen — ohne Gewähr — auf den blauen Dunst hin — was bei Ihrer sonstigen Begabung nicht zu begreifen sein würde.“

„Nun, es wäre immerhin eine Aufgabe.“

„Das Unternehmen ist in kultureller und sonstiger Beziehung bei ungenügendem Kapital völlig ausichtslos. Es ist, als wenn man eine Rose mit Versprechungen begießen würde, was jede Vernunft vermissen läßt.“

„Geben Sie doch das Kapital!“

„Ich werde mich hüten! Herr Wittmad wurde jetzt geradezu rabiat. „Ich? Wieso ich? Ich bin doch nicht wahnsinnig geworden!“

„Schade! Aber meine Zeit ist um, ich muß mich jetzt auf den Weg machen.“

Herr Wittmad ergriff seinen Hut. Sein Gesicht war gerötet. Während er noch so stand und nicht recht wußte, wie er sich verhalten sollte, kam Frau Hagen mit dem Wein. Herr Wittmad entschloß sich, in die Bahn höflichen gesellschaftlichen Verkehrs zurückzukehren, und Utschi half ihm dabei. Endlich, nachdem er sein Glas Wein ausgetrunken hatte, sagte er neuen Mut und fragte, wann er wohl einmal wiederkommen dürfe, worauf Utschi sofort erwiderte, sie würde es ihn wissen lassen.

Als Mutter und Tochter allein waren, fragte Frau Hagen:

„Hast du etwas gesagt? Und was hast du geantwortet?“

Utschi sah lächelnd zu Boden.

„Ich glaube, nach dem ersten Versuch, daß ich auf Herrn Wittmad verzichten muß, liebe Mutter. Es wäre noch schlimmer als in meinem Traum von Onkel Theodor.“

Die Mutter küßte sie auf die Stirn. „Wie du willst, mein Kind,“ sagte sie milde, anscheinend nicht ohne Befriedigung.

„Danke dir, Mutter! Und morgen werde ich anfangen, mich um eine Stellung im Hause zu bewerben. Es

ist besser als Büroarbeit, sozusagen der Natur näher. Ich glaube, dafür passe ich.“

Sie lebte sich an, um noch einmal zu ihrer Freischar hinauszufahren und sich von ihren „Jungs“ zu verabschieden.

Die Gärten zur Seite der Bahn standen in Blüte. Der Frühlingsmorgenhimmel drang dem jungen Mädchen lebend ins Herz. Es ist doch alles gut so wie es ist, dachte sie. Und eine ungeheure Unternehmungslust bemächtigte sich ihrer, sie fühlte sich frei und kraftvoll und fähig, große und wundervolle Dinge zu erleben.

Schnell vorbereitete sich unter den jungen Freunden die Nachricht, daß sie wirklich im Begriff stünde, die Städte ihres Wirkens zu verlassen. Es war wohl feiner, der dies nicht bedauerte. Aber man billigte es, daß sie den unwillkommenen Freier nicht wollte, sondern sich mutig auf eigene Füße zu stellen gedachte. Nur Robert Trimm, der Architektensohn mit dem ankündigenden väterlichen Wechsel, sprach von Utschis Verzicht, diese gute Versorgung auszuweichen zu haben. Denn da sie doch nicht frei genug denke, um sich über die Sitten der Gesellschaft hinwegzusetzen, tue sie besser, wenn sie in den alten Gleisen bleibe und all ihren Verwandten und Bekannten sowie ihrer ganzen Straße ein Beispiel geseteter Moral gebe. Utschi erwiderte, daß sie nicht, ob sie Robert ganz verstehe, aber sie wisse, daß er selbst ein viel unausgeglichener Moralist sei als die gedachten Personen, nur nach der anderen Seite hin.

Wieder lagen sie nach ihrer Mahlzeit zusammen. Es schien keinem recht zu schmeiden.

„Warum leid ich denn alle so still?“ fragte Utschi mit aneinanderender Gefährlichkeit.

„Die Jahre rinnen, die Welt verflücht die Besten,“ deklamierte der Schauspieler in tiefstem Ton.

Der kleine Paul spielte auf der sentimental Seite. „Die Sache kommt denn doch zu plöglich,“ sagte er mit merkwürdig verklärter Stimme.

Der Seemann versuchte seine Freunde darüber zu belehren, daß jedes Ding wachse und seinem Gipfelpunkte zutreibe, und daß, wenn dieser überschritten sei, der Abstieg komme, daß sie etwas ganz Natürliches, und man dürfe es nicht als Ungerechtigkeit empfinden.

Nun mischte sich auch Heinz ein.

Aus Westdeutschland.

Erklärung.

Münster, 13. Juli.

Das Presseamt der Stadt Münster befaßt sich in einer erneuten Erklärung mit dem Schreiben der Stadtgesellschaft über den Ausfall der geplanten Feier am Tage vor der großen Prozession. Es stellt fest, daß die Behauptungen der Stadt in der ersten Erklärung nicht bestritten werden. Ferner stellt die Erklärung fest:

„Es ist unwahr, daß die Domfeier ausgefallen ist, weil der Oberbürgermeister erklärt habe, er glaube sie in der vorangehenden Weise nicht gestatten zu können. Richtig ist vielmehr, daß die geistlichen Herren mit denen die Verhandlungen geführt wurden, erklärten sie wollten mit dem Hochwürdigsten Herrn Bischof über eine Umgestaltung der Feier beraten. Sie mindestens hielten, als die mit der Ausgestaltung der Feier von ihrer kirchlichen Behörde Beauftragten, eine solche Umgestaltung als für möglich. Gegen die Beratung wurde das Ergebnis der Beratung der Herren mit dem Hochwürdigsten Herrn Bischof dem Oberbürgermeister jedoch nicht mitgeteilt. Es erfolgte vielmehr sofort eine Veröffentlichung im Kirchenblatt, deren hauptsächlichste Behauptung wir als unwahr bezeichnen mußten. Es ist selbstverständlich, daß zu einer schriftlichen Stellungnahme der Stadtverwaltung solch eine Veranlassung vorliegen konnte, als die Absicht bestand, die mündlichen Verhandlungen fortzusetzen und zu einem beide Teile zufriedenstellenden Ergebnis zu gelangen.“

Neuchâtel-Deister Hadamowsky vor den Runkwarten des Gaus.

Münster, 14. Juli.

Am Freitag nachmittag nahmen auf dem Hofe des ehemaligen Rundfunksenders Münster die Runkwarten aus allen Teilen des Gaus Westfalen-Nord aufstellung, um den von Neuchâtel zurückgekehrten Reichsdeister Hadamowsky zu begrüßen. Nachdem dieser dann die noch erhaltenen Einrichtungsgegenstände des Rundfunkhauses besichtigt hatte, besaß er sich in Besichtigung des Gaufunkwartes. Die Hoffen und der zahlreichen Runkwarten in den großen Saal des Restaurants der Halle Münsterland, wo der Reichsdeister Hadamowsky in einem zweistündigen Vortrag mit den neuesten ihnen von der Reichsdeisterleitung erteilten Aufgaben bekannt machte.

Einleitend schilderte er die ungeheure Zunahme der Rundfunkteilnehmer, die seit Januar 1933 um mehr als 1,2 Millionen angewachsen habe, also um rund 25 Prozent der Gesamtzahl, was wohl hauptsächlich auf die Schaffung des Volksempfängers zurückzuführen sei. Zwar habe der Runkwart nicht die Aufgabe, als Techniker die an ihn erteilten Aufgaben zu lösen. Dafür habe er seine Mitarbeiter und Hilfsarbeiter. Wohl aber habe er die lebende Verbindung herzustellen zwischen dem Rundfunk und den Hörern. Er habe daher die Aufgabe, sich über die Stimmung in den Kreisen der Rundfunkhörer stets auf das genaueste zu unterrichten.

Die Versammlung schloß mit einem dreifachen „Gloria“ das Gaufunkwart Neuchâtel auf den Führer und die Führer im deutschen Rundfunk aus. Um 8 Uhr hörten die Runkwarten im Schloßpark die Verlesung der Rede des Führers, und im Anschluß daran machte Reichsdeister Hadamowsky in Verbindung mit einem Schloßparkkonzert noch weitere Darlegungen über die Aufgabe des Rundfunks.

Arbeitsgemeinschaft der westfälischen Geschichtsvereine.

Münster, 18. Juli.

Auf eine Anregung der Sittlichen Kommission für die Provinz Westfalen hat der Verein für die Geschichte von Soest und die Börde zum 25. Juli dieses Jahres die westfälischen Geschichtsvereine nach Soest eingeladen, um dort Richtlinien für eine gemeinsame Arbeit zu beraten und eine Arbeitsgemeinschaft ins Leben zu rufen. Eigenart und Selbstständigkeit der örtlichen Vereine soll dabei durch diesen Zusammenschluß in keiner Weise berührt werden.

Die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit aller örtlichen Geschichtsvereine ergibt sich aus folgenden Erwägungen: Die neue Zeit stellt neue Aufgaben. Vor allem kommt es darauf an, das geschichtliche Erbe und das Kulturgut der deutschen Vergangenheit in lebendige Beziehung zur Gegenwart zu bringen. Der Deutsche von heute muß sich bewußt sein, daß er verantwortlich am Bau seines Volkes und seines Standes mitzuarbeiten hat, damit in späteren Zeiten das Geschlecht der Gegenwart vor dem Urteil der Geschichte bestehen kann.

Die geplante Arbeitsgemeinschaft soll zunächst der Förderung der westfälischen Geschichtsforschung dienen, indem sie durch alljährliche Tagungen und durch Vereinsberichte in einem Korrespondenzblatt — etwa als Beilage der Zeitschrift „Westfalen“ — einen Gedankenaustausch ermöglicht über die vordringlichen Aufgaben der westfälischen Geschichtsforschung und über die Art und den Umfang, in dem die einzelnen Vereine bei ihrer Lösung mitwirken haben. Weiterhin sollen durch die Zusammenarbeit aller Vereine Mittel und Wege gefunden werden, das Wissen um die westfälische Geschichte durch Vereinsdruckschriften, Vorträge und durch neuzeitliche Schulungsfeste allen Kreisen zugänglich zu machen.

Die Tagung wird am 25. Juli um 15 Uhr mit einer Besichtigung von Sehenswürdigkeiten der Stadt Soest beginnen; anschließend versammeln sich alle Teilnehmer um 17 Uhr im Festsaal der Brauerei Lipp oder bei schönem Wetter im Biergarten bei Christi zu einem gemütlichen Beisammensein. Hierbei soll die Einrichtung der Arbeitsgemeinschaft beraten und beschlossen werden.

Die Sanierung der Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen.

Dortmund, 15. Juli.

Die Generalversammlung der GEW genehmigte am Freitag den Jahresabschluß für 1933. Das wesentliche Merkmal der Bilanz zeigt sich in einer erheblichen inneren Bereinigung der Bilanzwerte. Der Leitung der Gesellschaft ist es unter Ausnutzung verschiedener günstiger Umstände gelungen, schon im Berichtsjahr eine ganz erhebliche Entschärfung des Unternehmens herbeizuführen, jedoch die notwendige Sanierung schon in erheblichem Umfange als durchgeführt gelten kann. Es war weiterhin möglich, für die nächsten Jahre so sichere Vorbedingungen zu schaffen, daß mit einer planmäßigen Fortführung der Entschärfung und damit einer baldigen völligen Sanierung gerechnet werden kann. Die Sanierung ist im wesentlichen und zunächst ermöglicht worden durch die günstige und gewinnbringende Ablosung eines Dollar-Notes-Darlehens von 15.000.000.— durch einen langfristigen Reichsmark-Kredit der DVBant. In diesem Zusammenhang fiel das Optionsrecht auf RM. 60.000.000.— (Vorzugs- (Vorrats-) Aktien, die dadurch zur Einziehung gelangen konnten. Weitere Buchgewinne entstanden aus dem Rückkauf von Dollarbonds in Reichsmark-Schuldscheinen. Diese Transaktionen führten durch die Verwendung der dabei erzielten Buchgewinne zu umfangreichen Sanderabschreibungen und zu einer ganz wesentlichen Senkung des gesamten Kapitalbedarfs der Firma, der früher einen besonders belastenden Posten im Unkosten-Etat darstellte. Schließlich wurde das Stamm-

kapital um RM. 20.000.000.— auf RM. 40.000.000.— herabgesetzt.

Die Gewinn- und Verlustrechnung schließt daher zwar ohne Gewinn-Vortrag, aber auch ohne jeden Verlust-Vortrag ab. Für die Entwicklung des Energie-Umlages ist aus dem Geschäftsbericht das Gleiche zu entnehmen, was andere große ähnliche Unternehmungen berichten, nämlich stärkere Steigerung des Stromabfahres und etwas schwächere Steigerung der Gasabgabe, in erster Linie durch Zunahme des Industrieverbrauchs.

Wenn Teufel „Alkohol“ mütet.

Gelsenkirchen, 14. Juli.

Am Donnerstagabend wurde das Ueberfallkommando nach einer Wohnung in der Adolf-Hitler-Straße gerufen, wo ein Mann in schwer angetrunkenem Zustand seine Frau mißhandelte und sämtliche Möbel zertrümmerte. Der Täter wurde festgenommen und in Polizeigewahrsam gebracht.

Verheerende Wirkungen hatte der übermäßige Alkoholgenuß auch bei zwei Männern aus der Altstadt. Einer von diesen hatte gestern Unterstützung erhalten und setzte diese, während zu Hause vier kleine Kinder auf ihn warteten, in Alkohol um. Mit seinem Kumpel nahm er erhebliche Mengen Alkohol zu sich, und dann traten beide den Heimweg an. Auf dem Kaiserplatz machte sich der Alkoholkranke bemerkbar und im Nu war eine schwere Schlägerei im Gange, wobei auch ein siebenjähriger Knabe mißhandelt wurde. Die Polizei schritt auch in diesem Falle ein und nahm die beiden Jecher fest. Ein Strafverfahren ist eingeleitet.

Zum Landgerichtspräsidenten ernannt.

Duisburg, 13. Juli.

Der bisherige Vorsitzende der 3. Großen Strafkammer in Duisburg, Landgerichtsdirektor Dr. Lehmann wurde zum Landgerichtspräsidenten des Landgerichts in Cleve ernannt. Dr. Lehmann wurde im September 1930 zum Landgerichtsdirektor in Duisburg ernannt.

Richard Trunt weiterhin Dirigent des Kölner MGV.

Köln, 14. Juli.

Professor Trunt wird zwar als Direktor der Münchner Hochschule für Musik nach München überföhren, er hat aber mit dem Vorstand des Kölner M.-G.-V. ein Abkommen getroffen, wonach er den ihm aus Herz gewachsenen Verein vorläufig weiterführt und betreut. Er wird

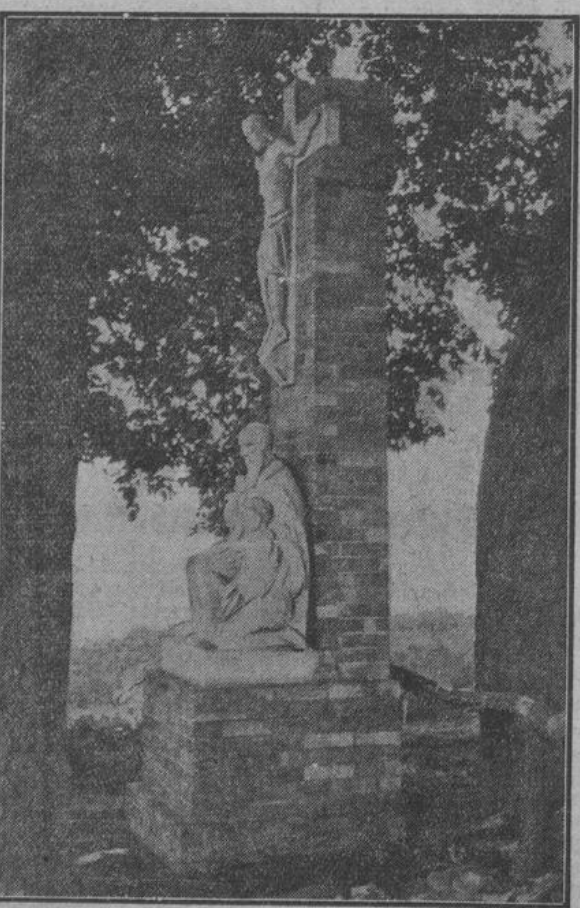
Ein neues Ludgerus-Denkmal bei der Abtei „St. Josef“ in Gerleve.

Einweihung durch Abt Dr. Raphael Molitor am 15. Juli.

Coesfeld, 13. Juli.

Das 1125jährige Ludgerus-Jubiläum hat im katholischen Deutschland einen tiefen Eindruck hinterlassen. Die Feiern in Billerbeck und Werden haben uns und der ganzen Welt gezeigt, daß das Werk St. Ludgers nach so vielen Jahrtausenden immer noch voll glühenden Lebens ist.

Das Münsterland darf sich glücklich schätzen, dem heiligen Ludger, seinem Heimatheiligen, besonders nahe zu



stehen. Coesfeld und Billerbeck haben die letzte Liebe dieses nimmermüden Glaubensboten empfangen. Sein letzter Gang über den Coesfelder Berg nach Billerbeck war sein Gang in die Ewigkeit. Gerleve hat dem müden Greis die letzte Rast. Seit unendlichen Zeiten steht hier oben auf der Höhe ein Kreuz, das die Erinnerung an die letzte Rast des Heiligen festhält. Vor etwa 30 Jahren ist diese ehrwürdige Stätte den Mönchen von Gerleve anvertraut worden. Sie haben sie treu gehütet. Bald nach der Uebernahme haben sie das alte, morische Kreuz durch ein neues, solides Holzkreuz ersetzt. Nur der alte Korpus blieb. Eine feste Kniebank bot den Besucher Gelegenheit zu einem stillen Gebet. Bei Egerzitation und Einkehrtagen führen die Mönche von Gerleve die Teilnehmer in ständigen Prozessionen unter Singen und Beten zur Ludgerkapelle hinauf. Alljährlich wallfahren sie auch selbst an den Vortagen vor Christi Himmelfahrt dorthin und stehen den Segen des Kreuzes und die Fürbitte St. Ludgers auf die Fluren herab. So ist mit dem Aufblühen der Mönchsabtei auch die uralte Ludgerkapelle seit über die Heimat hinaus bekannt geworden.

Man konnte aber oft die verwunderte Frage hören, warum denn an der Ludgerkapelle nichts unmittelbar an den hl. Ludger selbst erinnern. Nun soll vom nächsten Sonntag ab ein neues, würdiges Steinmonument den heiligen Ludger wieder zurückrufen. Er selbst soll von jetzt an dem des Weges gehenden Wanderer und den vielen Gerleve-Pilgern sagen, welche Erinnerung die ehrwürdige

monatlich zweimal zur Probe herüberkommen und die Konzerte zur Hauptfeier leiten, auch auf den Reiten des Vereins die musikalische Führung übernehmen, während im übrigen als Erstdirigenten Musikdirektor Heinrich Braach zur Verfügung steht.

Die Deckplatten unter einem Omnibus brachen ein.

Koblenz, 13. Juli.

Auf der Pfaffendorfer Brücke, die infolge umfangreicher Verbreiterungsarbeiten an der Brücke nur auf der südlichen Hälfte befahrbar ist, kam es zu einem aufregenden Autounfall. Von der Koblenzer Seite fuhr ein dreifachgänger Verkehrsautobus der „Siegener Kreisbahn GmbH.“ auf die Fahrbahn, als ihm aus der entgegengekehrten Richtung ein Lastauto entgegenkam. Bei dem Versuch, aneinander vorbeizufahren, geriet der Center des dichtbesetzten Autobusses von der Straße ab, wobei unter der gewaltigen Last des mit 45 Personen besetzten Wagens die Deckplatten der Bürgersteige brachen in der ganzen Länge des Wagens ein, der sich am Bordstein festhielt. Nach äußerst schwierigen Arbeiten durch die Koblenzer Feuerwehr konnte der Omnibus gehoben und auf die Fahrbahn gebracht werden. Menschenleben sind keine zu beklagen.

★

Hamm, 14. Juli. In den Kanal gefallen und ertrunken. Der 14-jährige Schüler Friedrich Stute wollte im Lippe-Seiten-Kanal die Fische baden, rutschte dabei aber die Böschung hinunter in den Kanal und ertrank. Man konnte seine Leiche bergen.

wp Gladbeck, 13. Juli. Radfahrerin vom Personenauto überfahren. Eine 36-jährige Frau, die mit ihrem Fahrrad die Bottroper Straße befuhr, wurde von einem Personenauto angefahren, geriet unter den Wagen und blieb bewußtlos liegen. Im Barbara-Hospital stellte man dann eine schwere Gehirnerschütterung fest.

Ein Eimer Wasser für 10 Pfennige.

DNB Gütstadt, 13. Juli.

Infolge der anhaltenden Trockenheit sind vier Quellen und Brunnen versiegt, so daß an vielen Orten bereits fühlbarer Wassermangel eingetreten ist. Viele Fuhrwerke fahren mit Wassertrögen von Krefeld nach Gütstadt und verkaufen das Trinkwasser für 10 Pfennige je Eimer. In Armstedt ist der Dorfteich vollkommen ausgetrocknet. Die Bauern sind bereits dazu übergegangen, das Vieh einzustellen, da die ausgedörrten Weiden kein Futter mehr liefern.

Stätte festhält. So ist St. Ludgerus jetzt, nach 1125 Jahren, auch bildhaft noch näher als bisher zu uns gekommen.

Das neue Denkmal erhebt sich an der Stelle, wo früher das hölzerne Kreuz den Wanderer grüßte, im Schatten der weithin sichtbaren drei Kalksteinbäume. Eine kleine Rückwand aus weicherem Kalkstein trägt in der oberen Hälfte ein Kruzifix mit ernsten und doch wieder lieblichen Zügen, ein wohl gelungenes Werk des jungen münsterländischen Künstlers Lütkenhütter. Zu Füßen dieses Kruzifixes ruht auf einem Sockel aus Kalkstein eine Ludgerusgruppe, wie das Kruzifix aus Kalkstein (Mischelfalkmehl) geformt, um den Unbilden der Witterung desto fester standzuhalten. Diese Gruppe entstand durch die Hand des Bruders Dominikus Zwerner, mann D. S. B. aus der Abtei Gerleve. Der Heilige, der zu Füßen des Kreuzes ruht, gibt mit erhobener Hand den Segen weiter, der aus den Wunden Christi auf ihn niederfällt. Zwei junge Mönche stützen ihn, den Todmüden. Der milde Blick des heiligen Bischofs ruht auf dem Kloster am Abhang des Hügels, auf jener Stätte des Friedens und des Gebetes, die nach mehr als tausend Jahren gleichsam aufgeblüht ist aus dem letzten Segen des hl. Ludger.

Am Sonntag, den 15. Juli, wollen die Mönche die neue Ludgerkapelle weihen. Nach der Messe, die um 15.30 Uhr beginnt, werden sie in feierlicher Prozession hinaufziehen und die Weihe vornehmen. Der hochwürdigste Herr Abt wird in einer Ansprache die heilige Stätte dem gläubigen Volk des Münsterlandes, das zu dieser Feier herzlich eingeladen ist, zur Verehrung übergeben.



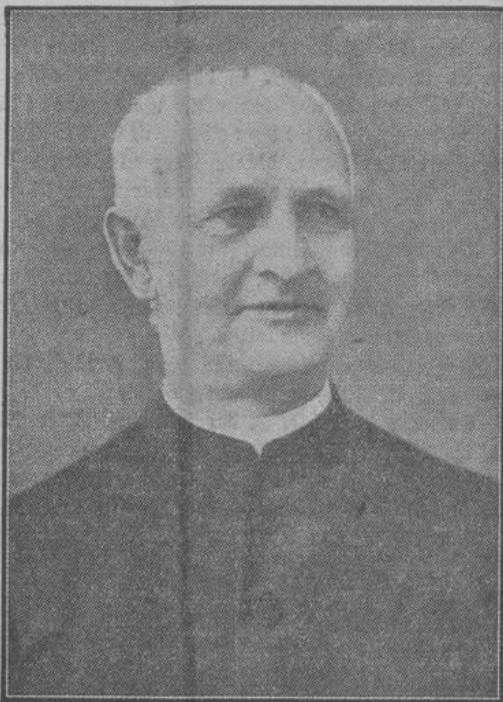
Der sakramentale Segen auf dem Vorplatz des Klosters beschließt die Feier.

Es mag einen tiefen Sinn haben, daß gerade in unserer Zeit der erste Bischof des Münsterlandes wieder zu uns kommt und unter uns Rast hält. Er wacht über seine Herde und segnet sie. Sein treues katholisches Münsterland dankt ihm dafür.

Goldenes Priesterjubiläum des Prälaten Peter Limberg.

Untel a. Rh., 14. Juli.

Am 20. Juli kann der erste Vorsitzende von Paderborn, Prälat Peter Limberg, in Untel am Rhein sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Der Prälat kam an diesem Tage auf ein ungewöhnlich arbeitsreiches und erfolgreiches Priesterleben zurück. Er wurde am 2. April 1857 in Duisburg-Ruhrort geboren und am 20. Juli 1884 im Priesterseminar in Eichstätt geweiht. Als Kaplan war er zunächst in Speim bei Weßling tätig. Er wurde dann Pfarrverwalter von Eppinghoven. In Cleve war er lange Zeit führend in der Bauernvereinsbewegung tätig. In den Jahren 1892 bis 1899 wirkte er als Kaplan an der St. Josephs-Pfarr in Duisburg. Er erbaute dort das große, heute noch bestehende Arbeiterheim. In dieser Zeit legte er auch



den Grundstein zur Gründung der Düsseldorf-Zentral-Krankengeld-Zuschkasse. Die Jahre 1897—1905 lehrte er den Prälaten in Kempen als Kaplan tätig. Hier war er lange Zeit Führer des katholischen laienmännlichen Vereins „Fides.“ Im 1905 verwalte er die hauptamtliche Seelsorgestelle an der Strajankirche in Ahrath. Er organisierte den Verein katholischer Strajankirchen geistlicher Priester, dessen Ehrenvorsitzender er heute ist. Das Hauptlebenswerk des Prälaten Limberg konzentrierte sich jedoch auf seine Arbeit für den Priesterverein Deutschlands „Pax.“ Am 2. Mai 1906 wurde er zum ersten Vorsitzenden dieser Organisation gewählt. Er führt den Vorsitz bis zum heutigen Tage. In dieser Zeit hat er es verstanden, den Priesterverein „Pax“ über ganz Deutschland zu verbreiten und die Organisation als die Ständesorganisation der katholischen Priester Deutschlands aufzubauen. Noch im Vorjahre gingen „Pax“ anlässlich einer Privataudienz des 1. Vorsitzenden vom Papst äußerster Anerkennung danken über den Aufbau dieser Organisation. Prälat Peter Limberg ist vor allen Dingen auch durch seine schriftstellerischen Arbeiten oft hervorgetreten. Immer fanden seine Arbeiten weitgehende Bedeutung und gerade der jüngere Nachwuchs katholischer Schriftsteller hat in ihm stets einen wahren Freund und herzlichen Berater gehabt.

Die vortrefflich geleiteten Priestererholungsheime in Untel, in Bad Mergentheim und auf der Insel Sülz sind das Werk des Prälaten; stets hat ihr Gründer es verstanden, mit dem Mund zu weihen, das ihm der Herrgott gegeben, d. h. das Höchste und Beste herauszuholen und auch in wirtschaftlichen Dingen zu beweisen, daß die Katholiken auf der Höhe sein können. Seinen Untertan wird Prälat Limberg in voller Gefestigkeit begehen, in einer beneidenswerten Rüstigkeit, die den niedergedrückten, schlaftrüben Prälaten zu allen Zeiten ausgezeichnet hat.

War er einmal krank und meinten seine nächsten Mitarbeiter, Prälat Limberg müsse sich schonen und erholen, dann sah er unverzüglich auf einmal wieder einem Eisenbahnzug, um etwa in Berlin an einer wichtigen Beratung teilzunehmen. Prälat Limberg und die Eisenbahn sind stets die besten Freunde gewesen, in „Eisenbahnfahrten“ hat er manches Geld angelegt, das nutzbar wurde durch die tatkräftige Arbeit, die der Prälat überall entfaltet. Wie er an den Eucharistischen Kongressen der letzten Jahre teilgenommen hat, so betrachtet er es auch als sein schönstes Geschenk zum goldenen Priesterjubiläum, demnächst nach Buenos Aires zum Eucharistischen Kongreß reisen zu dürfen, um zusammen mit Bischof Berning und anderen die deutschen Katholiken dort zu vertreten. In seinem Jubelbegrüßung schlägt ihm sicherlich manch dankbares Wort entgegen.

Kampfspiel-Vorschlußrunde im Fußball.

Niederrhein — Südwest.

Der DFB. hat für die bei den Deutschen Kampfspielen in Nürnberg stattfindende Vorschlußrunde um den Kampfspielpokal folgende Paarungen festgelegt:

Mittwoch, 25. Juli: Niederrhein — Südwest.
Donnerstag, 26. Juli: Bayern — Nordmark.
Endspiel am 29. Juli.

Münzberg bei Fortuna Düsseldorf.

Wie wir erfahren, ist der frühere Nachener Mittelläufer Münzberg nach Düsseldorf übergesiedelt und der Fortuna beigetreten, nachdem er schon vor einiger Zeit seinen Austritt aus Alemannia Aachen vollzogen hatte. Wie man also sieht, rhenden rheinische Vereine schnell wieder vollwertigen Ersatz.

★

Die vom 10.—19. August in Leipzig vor sich gehenden Radweltmeisterschaften 1934 stehen unter der Schirmherrschaft des Reichsportführers von Tschammer und Osten, der sein großes Interesse für das internationale Ereignis durch einen Aufruf an die deutsche Sportgemeinschaft bekräftigt. Jetzt hat neben ihm auch der Oberbürgermeister der gastgebenden Stadt Leipzig, Dr. Goebeler die Schirmherrschaft übernommen.

Da sich der deutsche Nachwuchs-Stecher Rohmann-Baum von seinen Breslauer Sturzverletzungen noch nicht ganz erholt hat, befreit nunmehr der Hallenstecher Neufeldt als achter Fahrer den Endlauf zur deutschen Stechermeisterschaft.

Wetterbericht.

Vorherige für Sonntag:

Winde zwischen Südwest und Nordost, wechselnde aber noch stärkere Bewölkung und ganz vereinzelt etwas Niederschlag. Temperaturen wenig verändert und strichweise Aufheiterung. — Wahrscheinliche Weiterentwicklung: Zeitweise heiter, sonst wolfig und etwas wärmer, noch nicht ganz beständig.

laten
4. Aufl.
von Bar
Prälat
in gela
Sublat
beits- und
wurde am
und am
gemeint
bei Weite
pping
und in der
1892 bis
Pforte in
eute noch
er aus

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Der alte Schmuggler

Eine Idylle aus dem großen Kriege von Gustav Anton

Ein Spätsommer. An sandigen Wegen verblühte das Heidekraut. In den Städten und Dörfern arbeiteten die Frauen Männerwerk. Die Kinder aus den großen Städten wurden heraus aufs Land geschickt. Europa schrie mit blutigen Händen das Jahr 1917.

Spät war es geworden in dieser Nacht. Franz schlug hinter sich die Tür der Wachstube in das Schloß und meldete: „Posten Eins zurück. Auf Posten alles in Ordnung.“

Der, dem diese Meldung galt, hatte seinen Kopf weit über einen kleinen Tisch auf seine Unterarme gestützt und schlief halb. Es war der wachhabende Gefreite. Die Mitternacht hatte ihn gepackt und seinen Kopf gebeugt. Kaum daß ihn die Meldung des Postens berührte; denn immer nur wurde daselbst gemeldet.

„Gut“, brummte der Schlafende diesmal. „Aber er war Soldat. Er machte eine scharfe Kehrtwendung, lockerte den Gewehrriemen von der Schulter und stellte seine „Anacre“ mit einer derartigen Wucht in den Gewehrständer, daß es laut durch die enge Wachstube krachte. „So! Und gut. Alles gut“, sagte Franz unwillig. „Woh! verrückt geworden! Was?“ rasselte es durch die Stube. Der Gefreite hatte seinen Kopf erhoben und spie ob jenem Gepolter die zornigen Worte durch seine Zähne. Franz hatte diesen Erguß erwartet. Blitzschnell fuhr er herum und nahm, mit Front gegen seinen Vorgesetzten, stramme Haltung an. Aber nichts war. Am Tisch der Wachstube hatte seinen Kopf wieder zurück in die alte Stellung gelegt und schlief. Und alles war so, als wenn nichts besonderes gewesen sei. Auch Franz tat desgleichen, kehrte sich um und schnallte ruhig sein Koppel ab.

Aus dem Wachraum hinten knarrte Drahtgeflecht. Das rührte von den Beinen her. Nach zwei Uhr Morgens war es. Franz hatte von zwölf bis zwei Uhr den Abschnitt Eins der Wache Moorgrund patrouilliert. Nun versorgte er noch den eisernen Ofen mit einigen Restfischen. Aus dem offenen Ofen sprühten die Funken der seinen Vorfasche. Franz zog seine Stiefel aus. Dann fühlte er hinten im Halbdunkel herum nach dem Strohsack, der durch seine Ablösung frei geworden war. Er suchte und hatte ihn bald erfaßt. Franz setzte sich auf die Kante, hob seine Beine an, zog den ausgezogenen Waffengürtel über die Schultern und versuchte mit einigen kräftigen Stößen gegen die Unterlage, diese zum Schlaf gefügig zu machen. Das Bettgerüst schrie aus allen Drähten und Scharnieren wie ein getretener Hund. Franz kümmerte das wenig. Aber dem Kameraden nebenan auf dem Strohsack war dieser Lärm zuviel. Er wendete sich und ließ den Ruhefächer halblaut wissen: „Du Franz, wenn Du mit Deinem Krach endlich zu Ende bist, dann sage es mir. Erst kommt Du eine geschlagene halbe Stunde zu spät und dann...“

„Bitte“, unterbrach Franz den um ein gelindes Aufgebrachten, „hast Du vielleicht alle Tage Gelegenheit, einen Menschen über den Haufen zu knallen?“

„Wie?“, fragte der andere über jene rätselhaften Worte vollends aus dem Schlaf gerissen.

„Beinahe; aber höre zu.“ Und dann flüsterte Franz dem lauschenden Kameraden das Erlebnis der vergangenen Stunde zu.

Nicht weit nach Mitternacht war es gewesen. Franz schritt langsam seinen ersten Gang auf dem schmalen Grenzpfad entlang. Am großen Grenzstein blieb er stehen und wartete auf den Anlaufposten von der Wache „Schmalwasser“. Hoch auf die frisch aufgeworfene Erde hatte er sich gestellt, um die Bodenwelle dahinter leichter überschauen zu können. Von da mußte der andere Posten kommen. Es war stockdunkel, der Mond hatte noch gute Weile. Der schwarze Wald im Rücken des Soldaten deckte diesen gegen jede Sicht von vorne sowohl wie von der Seite; denn einem geübten Auge war die Nacht noch hell genug, Ginstersgebüsch und Wacholdergebüsch auf eine Entfernung bis zu hundert Schritten zu unterscheiden. Doch diesmal war es kein Gebüsch, das den jungen Soldaten gewarnt und seine Aufmerksamkeit erregt hatte, sondern es waren tatsächlich Menschen! Zwei unbekannte Gestalten! In einiger Entfernung waren sie, wie aus dem Boden, aus Nacht, Nebel oder Gebüsch aufgetaucht. Zwischen sich, in ihrer Mitte, trugen sie eine große, schwere Last. Mal liefen sie rechts, mal links über. Von der Erhöhung war Franz lautlos in das feuchte Heidekraut gesunken und beobachtete. Was er da sah im Gelände herumstöbern mit dem großen Gepäck, — nur Schmuggler konnten das sein.

Franz schob sein Gewehr vor, „sagte den kleinen Hebel und entscherte.“

„Halt! Werda!“ Dreimal brach die kurze militärische Aufforderung den Unbekannten entgegen. Die aber schritten fast ruhiger als vordem weiter und jetzt geradewegs auf ihn zu. Franz hob das Gewehr und senkte es wieder. Er stieg. „Mit welcher ruhigen Gelassenheit die schreiten“, durchwühlte es seinen Kopf und drückte, wie von unsichtbarer Hand geführt, die Waffe aus dem todbringenden Anschlag herab auf das

Knie zurück. Entgegen dem ausdrücklichen Befehl wollte Franz nochmal rufen, nur ein einziges Mal noch. Zum Greifen nahe waren die beiden fast. Da hörte er Sprechen, holländisch, und im nächsten Moment, schier standen sie Auge in Auge, sah Franz dunkel über die Schultern der beiden andern hinweg zwei Gewehrläufe ragen. Franz hatte sich aus dem Heidekraut erhoben und während er mit dem Taschentuch den Schweiß aus seinem Gesicht wischte, standen die beiden Unbekannten bei ihm. Es waren holländische Grenzsoldaten.

Bis dahin hatte der Kamerad auf dem Strohsack gespannt zugehört. Nun aber drängte es ihn zu unterbrechen mit der Frage: „Wie, gehen die Holländer jetzt zu zweien?“

„Das ist es ja eben“, flüsterte Franz weiter, „was mir zum Verhängnis hätte werden können. Dies und das große Gepäck. Und rate Du, was diese „Komise“ durch die Heide schleppen.“

„Tatsächlicher Schmuggelware“, war die Antwort der anderen.

„Nein, gerade nicht“, erwiderte Franz; „aber eine Matrasse, eine gewöhnliche Bettmatrasse. Mit eigenen Händen habe ich das Ding angefaßt. Wie mir die beiden erklärten, erwarteten sie drüben an einer bestimmten Stelle Schmuggler.“

„Und die Matrasse?“

„Darauf wollten sie sich legen.“

„Dha, kein schlechter Einfall. Naß ist es ja hierzulande reichlich. Aber vielleicht waren die beiden selbst Schmuggler. Und ganz gefessene dazu.“

Franz zuckte die Schultern und sagte: „Wer weiß? Sie waren bewaffnet, trugen Uniform und standen außerdem, als wir uns begrüßten und unterhielten, hinter dem Grenzstein auf holländischem Boden.“

„Wie“, fiel beifällig der andere ein, „und dann wolltest Du schießen?“

Hier hatte der Kamerad den Nagel auf den Kopf getroffen. Franz wurde es trocken im Halbe. „Ja, und wenn?“ sagte er gereizt, „kann ich dafür, daß die Grenze da unten tausend kleine Bogen hat? Es ist zum bestechen, sage ich Dir...“

Franz war an sich eine ruhige, sinnige Natur. Das hässliche Blut seiner Vorfahren gab auch ihm den Rhythmus einer gewissen Gelassenheit. Nur in dieser kurzen Spanne Schlafenszeit war es mit seiner Ruhe nicht weit her. Das Erlebnis hatte ihn zu tief gepackt. Unruhig wälzte er sich auf seiner Lagerstatt hin und her.

Seine Gedanken verarbeiteten noch einmal die Eindrücke der letzten Wochen. — Mit den unsinnigsten Vorstellungen waren sie alle zusammen zur Grenze gekommen. Vor knapp zwei Wochen. Lauter junge Kerle. Siebzehn Jahre alt. Sie hatte die Grenze als eine überall gleich scharfe und sichtbare Unterscheidungsline zwischen zwei Ländern vorgestellt. An der Stelle hatte er mit eigenen Augen erlebt, daß alles anders war. Fast kein nichts unterscheidet hier Hüben und Drüben. Keine Kennzeichnung. Gewiß gab es alle tausend Meter einen Grenzstein, der jedoch war zu meist nur den besonders Dickschädeligen bekannt. Land, Wald und das eintönige Moor blieben auch fernerhin über die Grenze hinaus Land, Wald und Moor soweit der Horizont reichte. An all das dachte Franz und war allmählich doch eingeschlafen.

Abgelöst wurde die Wache mittags punkt ein Uhr. An der Spitze der Wachhabende, marschierte die Kolonne im Gänsemarsch auf schmalen Pfaden durch Heide und Moor zum Quartierdorf. Vierundzwanzig Stunden nun hatten die jungen Soldaten Ruhe. Unterwegs wurde kaum ein Wort gewechselt. Jeder einzelne schien seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Einige mochten vor Müdigkeit an gar nichts denken. Aller Gedanken Leitmatz, indessen, das zutiefst immer wieder in den unmißverständlichen Worten „Abhilfe“, „Picken“, „Kapitulation“ und „Kohldampf“ den langen Weg noch länger werden ließ, war der Heißhunger nach dem bevorstehenden Mittagessen. Das war nicht weiter verwunderlich, da Soldaten bekanntlich immer Hunger haben, zumal junge Soldaten. Auch in Franz vereinigten sich die widersprechendsten Gefühle und Gedanken zu einem ungereimten Stettdiehn. Auf seiner Brust fühlte er wehmütig den leeren Brustbeutel. Er überschlug die Tage bis zum nächsten Löhnungsappell.

Franz blies versonnen für sich über seine Lippen die Melodie eines bekannten Liedes und blieb unterdessen mit seinen Gedanken wiederum an dem Erlebnis der letzten Nacht hängen. Das ließ ihn nicht los. Der Marsch durch die Heide hatte darüber die Gefühle langsam ins Reine gebracht. Franz spielte mit dem Plan, es den Holländern nachzumachen. „Das wäre keine schlechte Idee“, begeisterte er sich stillschweigend. Sein Gesicht erstrahlte. Laut und offen fragte er seine Kameraden, was sie davon hielten. „Wenn Du unbedingt Lust hast, ein langes Gesicht und kalte Knochen zu holen“, höhnte einer, „dann man zu.“ Ein anderer sagte darauf: „Das will ich nicht sagen. Den Schulte, diesen Ganner, könnte man auf eine solche Art und Weise bestimmt mal schnappen. Der hat uns heute wieder eine Milch geliefert: Blau wie Eisengallustinte.“

Die Kameraden lachten über diesen übertriebenen Vergleich. Ein dritter indessen ließ sich vernehmen: „Den Schulte den kriegst ihr nie. Das ist ein ganz geübener Fuchs. Jederzeit ist er im Bilde darüber, wo wir sind. Dem macht keiner was weiß.“

„Wir wollen sehen“, sagte Franz ein wenig ärgerlich über die allzu miefen Worte. „Auch der schlafste Fuchs geht einmal in die Falle.“

Am Abend des folgenden Tages rollten zwei junge Soldaten ihre Decken, klemmten sie unter den Arm, und machten sich auf den Weg, um den gerissensten der Füchse zu fangen. Noch vor Mondaufgang würde der alte Schulte zurückkommen, das war gewiß. Der Posten des Abschnitts, den der Fuchs passieren mußte, gab noch einige Ratsschläge; dann verschwanden die beiden im Dunkel eines kleinen Wäldchens. „Schmugglerläuf!“ nannten die Soldaten dieses Unterholz, weil es den Schmugglern vor Ueberschreitung des Postenpfades eine willkommene Gelegenheit bot, die Luft ob ihrer Sauberkeit zu beschchnuppern. Dann erst wagten sie gewöhnlich den Sprung über den Postenweg in die Freiheit. Am Rande dieses Wäldchens ließen sich die beiden Soldaten nieder. Zuvor breiteten sie ihre Decken auf dem Waldboden aus. Dann suchten sie, platt auf der Erde liegend, den Horizont nach einzelnen dunklen Erhebungen ab, um im entscheidenden Moment durch nichts getäuscht zu werden. Weit und breit dehnte sich das braune Moor. Da mitten hindurch führte die Grenze; aber auch die Schleichwege, die teilweise in dieses Wäldchen mündeten. Die Luft war kühl und feucht vom Atem des moorigen Landes. Gespannt horchten und äugten die beiden Soldaten hinüber zur Grenze. Jedes Geräusch, und war es noch so gering, fand ihre Aufmerksamkeit. Die Zeit verging darüber. Mal war es der Wind, der mit leichter Geste über die Blätter streifte, mal irgend ein Tier, welches spät eine Mahlzeit suchte.

Die zwei Soldaten hatten sich fester in ihre Decken gehüllt, als es im Moor lebendig wurde. Noch schien fern zu sein, was da in Intervallen eines hohen, quälenden Zones heran rollte. Aber die Langeweile bereit, die schnüffend darauf gewartet hatten, war endgültig vorbei. Die jungen Soldaten spitzten die Ohren und stießen sich vergnügt gegenseitig an. Das Gequitsche konnte nur von des alten Schulte schleichtgeheimter Schuttsacke herrühren. An der jenseitigen Moorgrenze blinkten, nervös hin und her funkelnd, Taschenlampen auf. Das waren die holländischen Grenzsoldaten. Denen war der schlaue Fuchs durch die Lappen gegangen. Im gleichmäßigen Takt quetschte die Karre über das Moor. Dann und wann waren die Pausen ausgehnter. Dann ruhte offenbar der Betrieb, die Karre stand still und der, der sie schob, verschaukelte einen Augenblick. Die beiden Soldaten schmiegen sich an

die Erde, warteten und hörten mit Befriedigung das Gequitsche nahen.

Im Moor arbeitete der Bauer Schulte wie ein Pferd. Mit ganzer Kraft stemmte er seine Karre über die schmale, moorige Grasnarbe. Der Schweiß rann ihm über Gesicht und Rücken. Wenn er absetzte, um Atem zu schöpfen, wurde es ihm empfindlich kühl. „Bald ist es geschafft“, dachte der alte Schulte und wischte mit nervigen Handrücken langsam über seine buschigen Augenbrauen. Schulte stellte die Beine breit und hatte sich wieder einmal gebeugt, um die Karre erneut dorthin zu schieben, als er jemand kommen sah.

Flugs ließ er seine Karre stehen und schritt ohne diese weiter, der unbekannten Person entgegen. „Das kann kein Fremder sein“, überlegte Schulte. Und wirklich, seine Vorsicht war unnötig gewesen. Des Schulten Tochter war ihrem Vater durch den Dorfschiff entgegen geeilt. Das war nichts außergewöhnliches für das Mädchen. Die Jungen schmuggelten gleich den Alten. „Das steckt im Blut“, hörte man die Leute an der Grenze oft wie entschuldigend sagen. Und in der Tat, sie verstanden das Handwerk. Die Frau des Schulten hatte die Soldaten in das Moor hineingehen sehen, aber nicht wieder heraus. Ein Fingerzeig war das, welcher der Frau genügte, um ihren Mann davon wissen zu lassen. Die älteste Tochter wurde auf den Weg geschickt. Als die bei ihrem Vater anlangte und von der Gefahr berichtete, schüttelte der alte, bärtige Mann lächelnd den Kopf. Er hatte schon ganz andere Dinge erlebt. Geringfügig hatte er gebremst, die Jungen sollten sich eher ins Bett legen, denn in die Heide, da wäre zu schlafen angenehmer. Dennoch ließ der Alte die Vorsicht nicht außer Acht. Bis zum Ablenkoff schob er seine Karre noch, dann setzte er ab. Eine gehörige Pause folgte; denn nun kam das schwerste Stück Arbeit. Umständlich summelte der Alte zunächst seinen Priem aus dem Mund und steckte das geborgene Kleinod mit seinen heißen Arbeitshänden behutsam in eine kleine Silberdose. Diese wieder in seine Westentasche zurückschubend, spie er in weitem Bogen beträchtlich aus, um so gewissermaßen einem Fluch und Donnerwetter aus dem Wege zu gehen. Seine Tochter kannte diese Gewohnheiten und wußte sehr gut, was sie bedeuteten. Ohne ein Wort hin und her stellte sie sich unter dem Schulterriemen in die schmale Gabel der Karre. Der Bauer bückte sich und faßte rüchlings die Achsenscheere. Währenddessen griff seine Tochter mit ihren starken Händen die Halben, hob an und beide trugen die Karre auf einem kühnen Umweg nach Hause.

Am Waldestand warteten die beiden Soldaten. Sie hatten das Gefühl, als wenn da vor ihnen in der Dunkelheit etwas vor sich ginge und glaubten, der alte Fuchs mache jetzt seine letzte, große Pause.



Sturmgepeitschte Strandräuber

Holzschnitt von Daniel Staschua

Das steinerne Kreuz

Eine Geschichte aus alter Zeit von John Burgstaller

Im Schwabenland, nicht allzuweit entfernt von Heilbronn, liegt das Städtchen Löwenstein, eingesperrt in einen schmalen Kranz fruchtbarer Obstdörfer und bewaldeter, harzduftender Berge. An diesen verträumten Ort kann ich nicht denken, ohne daß in meiner Erinnerung wie eine gewitterschwangere Wolke eine uralte Geschichte heraufsteigt, die sich im schwäbischen Unterland jahrhundertlang von Mund zu Mund weitergesprochen hat und für deren Wahrheit sich Belege finden in Löwensteiner, Heilbronner und Stuttgarter Archiven.

Ehe Löwenstein württembergisch wurde, gehörte es den reichsunmittelbaren Grafen gleichen Namens, einem mächtigen Geschlecht, das gar so manchen Ritter ohne Furcht und Tadel hervorgebracht hat. Ein solcher war auch Graf Albrecht von Löwenstein, der in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts gelebt hat und dessen größte Leidenschaft die Jagd war. In seinen Diensten befanden sich ein Duzend Jägerburgen, die er sich aus aller Herren Länder verschrieben hatte. Der geschickteste von allen aber war der Leibjäger Gilg. Das Auge Gilgs war so scharf, daß er einen Adler im Himmelsäther erkennen konnte, lange ehe ein anderer auch nur darauf kam, daß sich da etwas Lebendes bewegte. Und so sicher war seine Hand, daß noch heute, nach fast fünfhundert Jahren, in den Löwensteiner Bergen der Spruch im Gebrauch ist: Er schießt so gut wie Gilg! Graf Albrecht suchte deshalb auch seinen Leibjäger lebenslang an sich zu fesseln. Er schenkt ihm ein kleines, eintüriges Lehen und setzte für die Löwensteinerin, welche es fertig brachte, den Jäger neben sich vor den Traualter zu bringen, eine ansehnliche Mitgift aus. Die Löwensteiner Mädchen schwärmten denn auch um Gilg herum wie Falter um eine helle Flamme. Der Jäger nämlich besaß außer der gräßlichen Gnade noch manches andere, was ein Mädchen reizen konnte. Er war nicht nur der beste Schütze, sondern auch noch der beste Sänger und der beste Tänzer. Und er war jung, lustig und hübsch.

Am meisten Aussicht, das vielbegehrte Leibjägers Frau zu werden, hatte Käthe Rinker, des Bürgermeisters Tochterlein. Sie besaß braune Augen, schwarze Haare und war neunzehn Jahre alt. Sie war ein schönes und lebhaftes Mädchen von einem kaum zu bändigenden Temperament, was wohl daher kam, daß Käthes Großmutter italienischen Geblüts gewesen. Gilg zeichnete die schwarze Käthe — wie man sie überall hieß — bei jeder Gelegenheit aus und flanierte des Abends, wenn er dienstfrei war, viel um das bürgermeisterliche Haus herum. Und beim sonntäglichen Tanz auf dem Stügen — so hieß der von großen Lindenbäumen beschattete Löwensteiner Festplatz — sah man Gilg nur mit Käthe tanzen. Das Mädchen war nicht wenig stolz darauf, den schönsten, besten und klügsten Burtschen eingetauscht zu haben.

Doch das Blättchen wendete sich, als Hanneliese Gösele, die in Heilbronn das Weibhändchen gelernt hatte, nach Löwenstein zurückkehrte. Sie war im Gegensatz zu Käthe Rinker ruhig und still. Eine schwermütige Beredsamkeit umspielte ihren blonden Lockenkopf. Die blauen Augen blinzelten fragend und kauernd in das Dasein und sie waren tief wie ein abgründiger Bergsee. Ueber ihrer schlanken Gestalt lag eine schüchterne Zartheit, die unsagbar liebend wirtete und die in den jungen Burtschen das Gefühl auslöste, daß sie plump und täppisch seien und daß sie das Mädchen ja nicht verlegen dürften. Bald hatte Hanneliese ebensoviele heimliche Verehrer, wie Gilg Mädchen, die ihn gerne heiraten wollten, und das, obwohl sie armer Leute Kind war. Ihr Vater diente als schlechtbesoldeter Gerichtsverwandter beim gräßlich Löwensteinerischen Amtsgericht.

Des Grafen Leibjäger Gilg sah sie zum erstenmal unter den Linden auf dem Stügen beim Tanz, wohin Hanneliese entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit gegangen war. Aber ihre Eltern hatten ihr heftig zugelegt. Sie sei jetzt schon dreizehnjährige Jahre alt. Sie müsse sich allmählich nach einem Mann umsehen, sonst bleibe sie am Ende noch sitzen. Gilg brannte sogleich Lichterloh. Er hatte vergessen, daß er mit Käthe Rinker doch so gut wie verlobt war. Wie weggeblasen war seine frühere Ueberlegung, daß es eine Ehre für ihn bedeute, des Bürgermeisters Schwiegersohn zu werden. Zum Tanzen war nur noch Hanneliese für ihn da. Hanneliese, so fühlte er, war die andere Hälfte seines Wesens. Sie war das Mädchen seines Herzens, während Käthe Rinker nur seine Sinne geführt hatten. Er rannte blindlings hinter Hanneliese her in sein Schicksal hinein. Und je mehr sich das gute Mädchen, das natürlich von Gilgs Verhältnis zu Käthe gehört hatte, sperrte, umso lohender wurde des stürmischen Leibjägers Herzensbrand. Gilg war von nun an Tag und Nacht hinter Hanneliese her. Ja, er vernachlässigte sogar den sonst von ihm so heißgeliebten Beruf. Die also links liegen gelassene schwarze Käthe war natürlich sehr böse und zerfiel mit der ganzen Welt. Sie kam sich bis auf den Tod entwürdigt und gedemütigt vor. Gilg nannte sie bei sich einen dummen und charakterlosen Leichthans, welcher der andern ins Garn gegangen war. Die arme Hanneliese Gösele aber nannte sie eine gefährliche und schlechte Heze, die vom Teufel Zaubermitteln erhalten hätte, um den Leibjäger zu betören.

Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit kam es zur Tragödie. Käthe war eines Morgens hinausgegangen in den nahen Wald, um Futter zu holen für ihre Kaninchen. Während sie das krautliche Gras am Waldrand niederstießte, dachte sie — wie zu jeder Stunde bei Tag und Nacht — an ihre unglückliche Liebe zu Gilg und an die ihr widerfahrene Schmach. Sie weinte Tränen der Verzweiflung und Erbitterung und sie wälzte in ihrem wunden Herzen böse Rache- und Hatzpläne. Plötzlich trat Hanneliese zwischen den Bäumen hervor aus dem Wald. Am Arm trug sie ein Körbchen mit Pilzen, die sie in der Morgenfrühe zusammengelesen hatte. Sie wollte zurücktreten, aber schon war sie gesehen worden, sodaß ein Ausweichen wie Flucht ausgesehen hätte. Der Zufall — oder war es Schicksal? — hatte die beiden einander feindselig gesinnten Mädchen zusammengeführt. Hanneliese wollte an der schwarzen Käthe, deren eifersüchtige Redereien auch

ihre zu Ohren gekommen waren, rasch und wortlos vorbeigehen. In der Rinkerin aber klagte eine uneindämmbare Wut hoch, als sie sich so unerwartet der vermeintlichen Nebenbühlerin gegenüber sah. Und sie sagte deshalb mit rascher Zunge, jedes Wort ein vergifteter Pfeil: „Du hast wohl schon heute früh ein Rendezvous gehabt mit meinem Verlobten Gilg? Ist es nicht genug, daß Ihr beide den ganzen Tag zusammensteht? Müht Ihr durchaus auch noch die Morgenfrühe verhandeln?“

Hanneliese war unter diesen Worten zusammengezuckt wie unter Peitschenhieben. Doch dann redete sie sich hoch auf und ging an Käthe stolz vorbei. Nach ein paar Schritten aber mochte sie gedacht haben, daß ihr Verhalten von Käthe nicht verstanden worden sei, denn sie drehte sich um und sprach zurück: „Du treiff Dich. Ich habe mich weder heute morgen noch irgendwann sonst mit Gilg getroffen. Wenn ich aber mit ihm zusammengekommen wäre, so ginge das Dich gar nichts an. Denn erstens bist Du meines Wissens mit Gilg noch lange nicht verlobt. Und zweitens denke ich gar nicht daran, mir von Dir Vorschriften machen zu lassen!“ Nachdem sie das gesagt hatte, ging sie weiter. Käthe Rinker aber stand starr. Sie hatte nicht die Erklärung, sondern nur die Zurechtweisung vernommen. Nicht genug, daß die da vor ihr den Liebsten abspeisig gemacht hatte, nun wagte sie auch noch, Beleidigungen auszusprechen! Sie mußte die Gegnerin treffen, möge es kosten, was es wolle. Eine blinde Wut brüllte ihr die Sigel in die Hand. Satan selbst kreischte aus ihr, als sie schrie: „Das möge Dir den Mund klopfen, Du verfluchte Heze!“ Die messerscharfe Krummschabel sauste durch die Luft. Hanneliese drehte sich, die Lebensgefahr im Rücken spürend, blitzschnell herum. Da traf die Sigel ihr Herz. Holzfüßer fanden sie ein paar Stunden später tot auf dem Weg am Waldrand liegen und trugen sie in die entlegene Stadt.

Käthe Rinker hatte zuerst gar nicht begriffen, was sie angerichtet hatte. Als sie aber Blut sah, ging ihr auf, daß sie eine Mörderin sei. Sie floh in den Wald, wo er am dichtesten ist. Sie warf sich auf den Boden und kratzte sich mit den Händen in der Erde fest. Sie weinte und sie schrie und sie verfluchte, daß sie geboren war. Dann wieder betete sie heiß und inbrünstig, der Himmel möge die grauenhafte Wirklichkeit auslöschen und machen, daß alles ein quälender Traum gewesen sei. Aber der Himmel hatte kein Erbarmen und er sandte keinen erlösenden Traum in die Welt. Die Schergen der Stadt Löwenstein fanden im Wald eine halb Verfallene. Nach wenigen Tagen schon war die Gerichtsverhandlung. Käthe, die tief bereuend, leugnete nicht. Und also lautete der Spruch auf Schuldig. Schuldig sein aber bedeutete den Tod. Denn damals kannte man noch keine mildernden

Umstände. Wer einen Menschen vom Leben zum Tod gebracht hatte, der mußte selber den Tod erleiden. Und so kam auch für die unglückliche Käthe jene Stunde, von der man sagt, daß sie die schwerste sei. Der gräßliche Scharfrichter von Löwenstein trennte dem Mädchen, das bis zum letzten Augenblick betete, das schöne Haupt vom Rumpf und zwar auf demselben Stügen, auf dem sie so oft mit dem Leibjäger Gilg getanzt hatte.

Als drittes Opfer hatte das Schicksal den Leibjäger Gilg ausersehen. Gilg nämlich war im Grunde seiner Seele ein guter Kerl, sodaß er sich das durch ihn heraufbeschworene Verhängnis sehr zu Herzen nahm. Man sah ihn nie mehr auf dem Tanzboden und auch nicht im Wirtshaus beim Wein. Gottverlassen und elend strich er in den Löwensteiner Bergen herum. Als Krieg ausbrach zwischen dem Grafen von Württemberg und dem damaligen Städtebund, zog er freiwillig auf württembergischer Seite in die Schlacht und fand den ersehnten Tod. Auf dem Kirchhof in Döfingen im Zabergäu läßt sich noch heute sein Grab finden.

Der Wald bei Löwenstein, in dem der Mord geschah, heißt bis auf den heutigen Tag der „Wald zum steinernen Kreuz“, weil an der Stelle, wo die arme blonde Hanneliese Gösele ihr Leben aushauchte, ein steinernes Kreuz aufgestellt wurde, das im Laufe der Zeit aber verwittert und in den Waldboden eingesunken ist.

„Hollo!“, sagte Doktor Kerner und preßte den Hörer ans Ohr.

„Hier Büttner“, kam die Antwort mit leiser, matter Stimme. „Guten Tag, lieber Doktor. Ich wollte mich nur verabschieden. Leider versagen es mir die besonderen Umstände, es persönlich zu tun. Sind Sie mir böse deshalb, lieber Freund?“

„Aber es wird doch alles besser — es geht doch aufwärts!“, sagte der Doktor beschwörend, nur immer bedrückt, das Gespräch möglichst lange hinzudehnen.

„Ich habe keinen Glauben mehr und keine Hoffnung“, klang es zurück. „Und schließlich: ja, es geht aufwärts, aber wer denkt jetzt an Spielzeug für seine Kinder? Wer kauft jetzt Puppen? Mein Fall ist wirklich vollkommen hoffnungslos. Sehen Sie — geknirscht abend, als ich wieder nicht einschlafen konnte, da mich die Sorgen wach hielten wie meist in den letzten Monaten, da habe ich mir gedacht: Ich will mir noch eine Chance geben, eine letzte Chance. Ich will warten bis heute mittag, bis 12 Uhr. Kommt ein Auftrag — oh, nur ein winziger Auftrag, zehn Puppen oder zwanzig, dann... dann will ich es als Vorzeichen, als gutes Omen nehmen. Denn will ich's probieren. Ich habe Wort gehalten, getreulich — aber es ist niemand gekommen. Kein Auftrag!“

„Warten Sie noch einen Tag, einen einzigen Tag nur“, schrie der Doktor ins Telefon.

„Nein. Ich bin fest entschlossen. Es hätte gar keinen Wert. Es geschehen keine Wunder mehr. Ich wollte nur eben Sie, lieber Freund, nicht so formlos für immer verlassen. Und wollte Sie bitten; stehen Sie meiner Frau ein wenig bei in diesen schweren Tagen. Erklären Sie ihr alles, damit Sie meiner in Liebe denkt. Für die nächsten Jahre wird für sie ja gesorgt sein, durch die Versicherung, für sie und die Kinder. Später muß Gott weiter helfen.“

„So warten Sie wenigstens noch ein wenig“, stammelte, bettelte Kerner. „Ich bin“ — „sofort“ wollte er sagen, aber dann verbesserte er sich gelistesgegenwärtig — „ich bin in einer Stunde bei Ihnen. Eine Stunde warten Sie noch, Liebster — ich habe eben einen Patienten auf dem Operationstisch nebenan, mein Assistent wartet bereits auf mich — sowie ich fertig bin, komme ich. Wir sprechen dann noch einmal über alles.“

„In einer Stunde kommen Sie gerade recht, um mit den Totenscheinen auszufüllen“, sagte der andere mit verwehender Stimme. „Einen einzigen, dringenden Brief noch muß ich schreiben, es ist das Letzte, was ich zum habe auf dieser Welt. Leben Sie wohl — leben Sie sehr wohl, Doktor...“

Die Verbindung war getrennt. „Mein Gott“, stammelte der Arzt, „wenn es bloß glückt.“

Aufgeregt lief er im Zimmer auf und ab, immer wieder nach der Uhr sehend. Auf keinen Fall durfte er zu früh bei seinem Freund sein — das könnte noch in letzter Minute alles verderben.

Endlich war es an der Zeit. Kerner warf sich in ein Auto, nannte die Adresse.

Das Fräulein im Büro — die letzte von ehemals sieben Angestellten — empfing ihn ruhig, fast heiter. „Herr Büttner? Ja, er ist noch da, Herr Doktor. Einer Anmeldung bedarf es ja bei Ihnen nicht.“ Und sie wies auf die Tür zum Privatbüro.

Büttner kürzte ihm entgegen, er war außerordentlich erregt. „Doktor“, schluchzte er fast. „Das Wunder! Das Wunder! Denken Sie nur... knapp zehn Minuten nach unserm Gespräch kam ein Herr, verlangte mich dringend zu sprechen. Ich ließ ihn vor, trotz allem. Sie wissen ja: das verdamnte Pflichtgefühl. Er nannte einen Firmennamen, den ich in der Aufregung nicht einmal verstand, wollte Puppen haben, sofort. Zweihundert Zelluloidpuppen gegen Kasse. Er wählte nach den Mustern, zahlte in bar, gab die Adresse einer Expedition an, an die die Ware zu senden sei. Was sagen Sie nun? Ein erster Lichtblick! Und beinahe — beinahe wäre es zu spät gekommen...“

Der Doktor Kerner wurde in seinem Viertel rasch außerordentlich beliebt bei den Kindern. Immer wieder nahm er sich irgendein kleines Mädel, das er auf der Straße aufgegriffen hatte, mit nach Hause und beschenkte es mit einer hübschen Zelluloidpuppe. „Aber anzusehen muß sie keine Mutti“, sagte er regelmäßig. Bald nannte man ihn allgemein den Puppenschnitzmeister, obgleich er keine Puppenschnitzerei betrieb.

Und er fand, daß die Freude, einem Menschen das Leben retten können und zweihundert Kinder glücklich gemacht zu haben, mit den paar hundert Mark eigentlich billig bezahlt war.

„Ich war's vielleicht einmal“, kam die Antwort sehr leise. „Aber die letzten fünf Jahre haben mich müde gemacht. Nun kann ich nicht mehr weiter...“

„Wie gesagt, nichts“, fuhr Doktor Kerner fort, während er zugleich mit hastender Feder ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier warf. „Mein Nachbeger ist runtergefallen — eine Unwichtigkeit, wirklich, besonders in diesem Augenblick. Aber nun zu Ihnen, lieber, Bester, Sie werden mir doch keine Dummheiten machen. Nicht die Kiste so einfach ins Korn werfen! Sie sind doch ein Mann — Sie haben bei schlimmeren Gelegenheiten bewiesen, daß Sie einer sind.“

„Ich war's vielleicht einmal“, kam die Antwort sehr leise. „Aber die letzten fünf Jahre haben mich müde gemacht. Nun kann ich nicht mehr weiter...“

„Wie gesagt, nichts“, fuhr Doktor Kerner fort, während er zugleich mit hastender Feder ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier warf. „Mein Nachbeger ist runtergefallen — eine Unwichtigkeit, wirklich, besonders in diesem Augenblick. Aber nun zu Ihnen, lieber, Bester, Sie werden mir doch keine Dummheiten machen. Nicht die Kiste so einfach ins Korn werfen! Sie sind doch ein Mann — Sie haben bei schlimmeren Gelegenheiten bewiesen, daß Sie einer sind.“

„Ich war's vielleicht einmal“, kam die Antwort sehr leise. „Aber die letzten fünf Jahre haben mich müde gemacht. Nun kann ich nicht mehr weiter...“

„Wie gesagt, nichts“, fuhr Doktor Kerner fort, während er zugleich mit hastender Feder ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier warf. „Mein Nachbeger ist runtergefallen — eine Unwichtigkeit, wirklich, besonders in diesem Augenblick. Aber nun zu Ihnen, lieber, Bester, Sie werden mir doch keine Dummheiten machen. Nicht die Kiste so einfach ins Korn werfen! Sie sind doch ein Mann — Sie haben bei schlimmeren Gelegenheiten bewiesen, daß Sie einer sind.“

„Ich war's vielleicht einmal“, kam die Antwort sehr leise. „Aber die letzten fünf Jahre haben mich müde gemacht. Nun kann ich nicht mehr weiter...“

„Wie gesagt, nichts“, fuhr Doktor Kerner fort, während er zugleich mit hastender Feder ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier warf. „Mein Nachbeger ist runtergefallen — eine Unwichtigkeit, wirklich, besonders in diesem Augenblick. Aber nun zu Ihnen, lieber, Bester, Sie werden mir doch keine Dummheiten machen. Nicht die Kiste so einfach ins Korn werfen! Sie sind doch ein Mann — Sie haben bei schlimmeren Gelegenheiten bewiesen, daß Sie einer sind.“

„Ich war's vielleicht einmal“, kam die Antwort sehr leise. „Aber die letzten fünf Jahre haben mich müde gemacht. Nun kann ich nicht mehr weiter...“

„Wie gesagt, nichts“, fuhr Doktor Kerner fort, während er zugleich mit hastender Feder ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier warf. „Mein Nachbeger ist runtergefallen — eine Unwichtigkeit, wirklich, besonders in diesem Augenblick. Aber nun zu Ihnen, lieber, Bester, Sie werden mir doch keine Dummheiten machen. Nicht die Kiste so einfach ins Korn werfen! Sie sind doch ein Mann — Sie haben bei schlimmeren Gelegenheiten bewiesen, daß Sie einer sind.“

„Ich war's vielleicht einmal“, kam die Antwort sehr leise. „Aber die letzten fünf Jahre haben mich müde gemacht. Nun kann ich nicht mehr weiter...“



Marabus



Mittagsruhe im Korn

DAS *Schulz-Kampfhenkel* **Dschungel** rief

Zoologie-Student, Tierfänger, Urwaldjäger in liberianischer Wildnis

Copyright 1933 by Neufeld & Henius, Berlin // Nachdruck verboten

III.

Eine afrikanische Expedition entsteht.

Zunächst war also die Frage, wohin? Ja, sagte man mir, Madagaskar, das wäre etwas. Von dort habe man seit ewigen Zeiten keine guten Sachen mehr bekommen, und was es da alles gäbe, an Kleintieren vor allem! Seltsame Chamäleon, das Pantherchamäleon, das junge Mäuse fressen kann, so groß ist es, oder den Taggedo Phelsuma, ein wahres Farbenwunder von einer Tropeneidechse, von interessanten Vögeln und Säugetieren ganz zu schweigen...

Das war schon richtig, aber Madagaskar hatte auch seinen Haken. Schon die weite und lange Reise, auf der es mancherlei Verluste geben würde, zumal man durchs Rote Meer mühte, wo immer viel Reptilien sterben. Dann hieß es auch, die Franzosen machten Schwierigkeiten, ließen größere Tiertransporte nicht heraus. Und schließlich würde die Sache eine gute Menge Geld kosten.

Wir zogen dann noch andere Länder in Erwägung, Brasilien, Westindien, Ceylon, Sumatra, doch gegen alle gab es irgend etwas einzuwenden. Entweder sahen dort berufsmäßige Jäger, die alljährlich Tiertransporte schickten, oder die Reisekosten waren zu hoch.

Ich nahm mir nun zu Haus Globus und Atlas vor, fuhr wieder einmal mit dem Finger auf der ganzen Welt umher und suchte verzweifelt nach einem Land, das wenig erforscht wäre, in dem interessante Tiere lebten und nach dem die Reise nicht allzuviel kosten würde. Dabei kam ich auf die tropische Westküste von Afrika und hier ausgerechnet auf den freien Negerstaat Liberia. Westafrika, ist einer Denkschrift zu lesen, die ich bald darauf über mein Expeditionsprojekt verfasste. Diese Denkschrift aber kam auf folgende Weise zustande.

Ein Jahr nach der Nordafrikafahrt — es war der 20. April 1931 — sah ich Geheimrat Hed in seinem Arbeitszimmer im Zoologischen Garten gegenüber und trug ihm meinen Plan einer Studien- und Tierfangeexpedition nach dem westafrikanischen Negerstaat Liberia vor. „Ich sehe“, sagte ich, „mit einer Tierfirma in Unterhandlung, die, falls ihr diesjähriges Sommergeschäft günstig ausfällt, bereit ist, das Unternehmen finanziell zu unterstützen. Ich will außerdem versuchen, weitere Geldmittel aus Privatstellen aufzubringen, um außer der Beschaffung lebender Tiere auch andere Arbeitsgebiete bei Durchführung der Expedition berücksichtigen zu können, ich meine da vor allem das Anlegen von Museumsammlungen und das Drehen interessanter Filmtreffer. Ich habe seit meiner tunesischen Reise das Projekt genau überlegt, einschlägige Literatur gelesen und mit verschiedenen Fachleuten gesprochen.“ Und dann begründete ich hier ausgerechnet auf den freien Negerstaat Liberia.

Der Geheimrat hörte in seiner lebenswürdigen Art geduldig diese himmelstürmenden Pläne an. „Na“, meinte er dann lächelnd, „da haben Sie sich ja allerlei vorgenommen. Aber wenn Sie noch mehr Leute finanziell für die Sache gewinnen wollen, müssen Sie einmal alles, was Sie mir heute erzählt haben, schriftlich niederschreiben, noch etwas ausführlich, klar und übersichtlich, in Form einer Denkschrift mühte in mehreren Exemplaren vorliegen, damit man sie an zu interessierende Stellen weitergeben könnte. Wenn Sie das Ding fertig haben, kommen Sie wieder her!“

Ich fand, das klinge zum mindesten schon recht verheißungsvoll. Drei Wochen später war die Denkschrift fertig.

So sah also mein Programm aus, wie ich es an meinem Wiener Schreibtisch auf Grund der einschlägigen Literatur entworfen hatte. Wie weit die dabei gemachten Voraussetzungen nachher der Wirklichkeit entsprachen, wie weit günstige und ungünstige Zufälle manche der gestellten Aufgaben förderten, manche erschweren oder ganz verhindern, und welche Gesamtergebnisse sich dann ergab, darüber werden nachher die Tagebücher Rechenschaft ablegen. Ein Teil der in der Denkschrift gemachten Voraussetzungen wurde aber schon hinfällig, bevor es überhaupt ernsthaft zur Verwirklichung des Expeditionsplanes kam. Es fing an mit dem Umsinken meiner Hauptstütze, der Tierfirma.

Tausend Hindernisse.

Als ich im Hochsommer nach Schluß des Wiener Sommerheims heimkam und die Verhandlung mit der Firma wieder aufnahm, konnte man mir keine feste Antwort geben, da der Erfolg des Sommergeschäfts, von dem die Finanzierung abhing, noch nicht zu übersehen war. Aber ich merkte schon, daß man an dem Projekt nicht mehr den gleichen Spaß hatte wie ein Jahr vorher. Zunächst hieß es also warten, was mir ganz und gar zuwider war.

Inzwischen schickte ich meine Denkschriften an Leute, von denen ich annahm, daß sie für die Sache Interesse hätten und daß sie diesem Interesse auch irgendwie entsprechenden Ausdruck geben würden. Mein Freund und Studienkollege Fritz, den ich in Wien für das Liberia-Palaver gewonnen hatte und der seinerseits versuchen wollte, Geld für seine Teilnahme aufzutreiben, überlegte die Denkschrift ins Englische. Er schickte sie nach England und Amerika an Männer, auf deren Begeisterungsfähigkeit für jugendlichen Latendrang er wieder seine Lustschloßer baute.

Außerdem lief ich in Berlin zu allen Fachleuten in Zoologie und Forschungsreisen, zu denen ich irgendwelche

Beziehungen hatte und fragte sie um ihren Rat, wo man wohl noch Unterstützung herbekommen könnte. Dabei galt immer die Voraussetzung, daß den Hauptteil doch die Tierfirma übernehmen würde.

Aber niemand konnte mir raten. Man meinte überall, es würde schwer halten, die Zeiten seien doch zu schlecht. Na ja, das war mir schließlich selbst schon aufgefallen; überdies hatte ich bei solchen Unterredungen das unerfreuliche Gefühl, daß man die ganze Sache für eine reichlich übertriebene und daher keinesfalls zu unterstützende Selbstüberschätzung eines Studenten halte, der sich von Rechts wegen auf den Hosenboden und in Hörsäle zu setzen hätte.

Der Sommer war allmählich weit vorgeschritten. Als ich eines Tages wieder bei der Tierhandlung war, verabredeten wir endlich für den kommenden Sonnabend eine Besprechung, bei der die endgültige Entscheidung fallen sollte.

Der bewußte Sonnabend kam heran. Ich packte heftig klopfenden Herzens meine Denkschrift, Gutachten und Bücher in die Aktentasche und machte mich auf, um in die Stadt zu fahren. Als ich die Verandastrasse zum Schluß, kam mir unser Briefträger durch den Garten entgegen. Er habe einen Brief für mich, sagte er. Ich brauchte nur die erste Ecke des wohlbekannten Umschlages zu sehen, den er da aus seiner Ledertasche zog, um zu ahnen, was die

die Zwischenzeit, mich im Zoologischen Museum schon im Präparieren von Säugetieren für wissenschaftliche Sammlungen auszubilden. Das konnte man immer einmal gebrauchen, und vielleicht, so hoffte ich im Stillen, würde es doch noch irgendwie mit Liberia klappen. Mein Optimismus war ja niemals ganz kleinzutreiben. Und es sah wahrhaftig nicht sehr rosig aus.

Bis eines Tages Geheimrat Hed von seiner Sommerreise heimkam. Von den ungezählten Briefen, die ich bis dahin an auswärtige Zeitungen, Preissammler, Museen und Tierhandlungen bei Tag und Nacht in meine Schreibmaschine klapperte, will ich schweigen. Ich glaube, es war schon Ende September, als ich endlich zum zweitenmal die heiligen Verwaltungshallen des Zoologischen Gartens betreten konnte. Meine Denkschrift hatte ich vor Monaten aus Wien vorausgeschickt. Wieder hörte der Geheimrat gebuldig zu, als ich ihm das traurige Schicksal meiner Liberia-Pläne erzählte.

„Welche Summe“, fragte er dann, „glauben Sie, brauchen Sie als Grundlage für das Unternehmen?“

Ich nannte angstbeben eine Zahl, die nach meinen Berechnungen das äußerste Minimum darstellte.

„Gut, kommen Sie in vierzehn Tagen noch einmal zu mir.“

Die vierzehn Tage tröpfelten dahin. Gegen diese Spannung war das Abiturium eine lächerliche Ange-



Die Last
Holzschnitt
von Sella Hasse

Glocke jetzt geschlagen hatte. Der Brief war von der Tierfirma. Ich klemmte die Mappe zwischen die Arme, rief den Umschlag aus und konnte nun lesen, daß man in Anbetracht der unsicheren wirtschaftlichen Lage doch von der Finanzierung der Expedition absehen mußte, obwohl man es schließlich sehr bedauerte; daß man mir aber gern wünsche, daß es mir trotzdem gelänge, das Projekt zu verwirklichen und daß man mich in dieser Hoffnung mit vorzüglicher Hochachtung begreife.

Himmelstreu, was das eine Gemeinheit meiner Schicksalsgötter! Also ausgeträumt der Traum von Afrikaexpedition und Forschungsreise! Ich machte kehrt, schloß die Türen auf ganz unerzogene Art und Weise und tigte, die Hände tief vergraben in den Hosentaschen, kreuz und quer durch Haus und Garten, wobei ich gräßliche Vermutungen gegen die Welt im allgemeinen und gewisse Dinge im besonderen in die Gegend murrte und auf die entsetzten Fragen der Familie ohne jede Antwort blieb. Dies Stadium dauerte den ganzen ersten Tag an. Am nächsten war die Stimmung grau und wüßte von Pessimismus und Enttäuschung. Am dritten brach ein dünner Hoffnungsschimmer durch und verdichtete sich dann am vierten zu einer brodelnden Gemütsverfassung von Zorn und Trotz, Verbissenenheit und Latendrang, daß ich auf einmal felsenfest beschloß, jetzt gerade, und sei es mit des Teufels Hilfe, alles dranzusetzen, die Liberiareise doch noch auf die Beine zu bekommen. Es war sicher ganz primitive Dickschädelerei. Aber sie führte wenigstens zum Ziel.

Was ich aber jetzt alles unternahm, um das Kapital aufzutreiben, damit will ich hier niemanden weiter langweilen. Ich will nur sagen, daß ich zum Beispiel zu diesem Zweck mit dem amerikanischen Manager des damaligen Boxweltmeisters (von dem man sagte, er sei Jäger und Tierliebhaber) in der Halle des Bristol shake-hands machte und bei den großen Zeitungsverlagen und Filmgesellschaften bis in die Allerheiligsten mächtiger Direktoren vordrang. Ich weiß nicht, wieviel ernste Männer sich in diesen ziemlich verzweifelten Wochen die großen Pläne des abenteuerlustigen Studenten anhören mußten. Jedenfalls war es ergebnislos. Immerhin benutzte ich

legenheit gewesen. Bleich und gefaßt holte ich mir den Urteilspruch. Und es war tatsächlich die Zustimmung der finanziellen Beihilfe des Zoo, verbunden mit dem Auftrag auf eine Anzahl seltener Liberiatiere!

Auftrag für Liberia.

Mit heller Begeisterung ging es an den Riesenberg der Vorarbeiten. Mein Partner, von dem in der Denkschrift die Rede war, hatte bei Abgabe der Tierfirma auch die Lust verloren. Also suchte ich mir schleunigst einen neuen, denn bei der übernommenen Verantwortung schien mir in diesem Fieberland das Risiko für einen Reichen doch zu groß, ganz abgesehen davon, daß man zu zwei weit mehr schaffen würde. Zwei Wochen später hatte ich den Mann gefunden, den ich brauchte, 22 Jahre alt, als Farmerjohn in Südafrika aufgewachsen und passionierter Jäger. Wir verteilten dementsprechend unsere Arbeit für die Reise: er sollte Jagd und Präparieren übernehmen, und so der Spezialist für die Museumsammlung sein; ich sollte Fallensetzer und Lageraufseher, also die Tierfangabteilung auf mich nehmen. So begann mein Partner gleich im Museum das Präparieren zu erlernen, während ich — soweit die Zeit es irgendwie erlaubte — bei den Wärdern im Zoo noch die besonderen Kniffe der praktischen Tierpflege studierte.

Trotzdem wir so mit allen Kräften die Vorarbeiten in Angriff nahmen, waren die Geldmittel noch keineswegs ausreichend, denn ich hatte ja damals dem Zoo nur das äußerste Minimum genannt. Also setzte ich zwischen meiner Zoo-Lernerzeit und dem sonstigen Umhergehen alle Felle in Bewegung, meine Reiselasse zu vervollständigen. Und siehe da, jetzt, nachdem der Grundstock geschaffen war, gelang dies auch: kurze Zeit darauf war der fehlende Betrag aus Privatkreisen sichergestellt, und zwar zur Hauptsache durch den Besitzer eines berühmten Privatmuseums in Berlin.

Dies muß nun ein paar sonst ernsthafte Männer arg verdorren haben, obwohl die Sache sie kaum soviel anging wie einen Frosch das Geigenspielen. Jedenfalls begaben sie sich an das Telefon und saßbaderten, man

sollte diesem jungen Dachs doch das schöne Geld nicht für ein Phantasiegebilde in den Rachen werfen. Wenn es auch nichts nützte, so hatten sie doch sicher ihren Spaß daran, und ich nicht minder, als mir nach meiner Heimkehr eine Stimme dieser indiskreten Welt das Palaver in die Ohren raunte. Aber dies nur nebenbei. Schließlich stellte uns noch das Zoologische Museum der Universität freundlicherweise die gesamte Ausrüstung für die wissenschaftlichen Sammlungen zur Verfügung. Nun waren wir so ungefähr komplett. Die Hochflut der eigentlichen Vorbereitungen begann.

Ich glaube, wer nicht selbst einmal eine afrikanische Expedition auf eigene Faust verantworten auf die Welt gebracht, organisiert und ausgerüstet hat, und obendrein in ein Urwaldland im Westen, über dessen gegenwärtige Verhältnisse man herzlich wenig weiß, — der vermag nicht annähernd zu ermessen, in welcher einem Segensfessel von Berechnungen, Verhandlungen, Korrespondenzen, Hin- und Hergehänge und Nervosität die folgenden Wochen für uns dahinflogen. Ueber Einzelheiten zu berichten lohnt hier nicht, denn dann könnte ungefähr auf Seite hundert drei das Liberiatagebuch beginnen. Zunächst war eine Menge wichtiger Besprechungen zu führen. Der deutsche Generalkonsul für Liberia befand sich zu meinem großen Glück gerade auf Urlaub in Berlin. Ich lernte ihn im auswärtigen Amt kennen und erfuhr im Laufe weiterer Unterhaltungen viel Wissenswertes über die schwarze Republik. Aber es war durchaus nicht alles sehr verheißungsvoll. Zum Schluß versprach Geheimrat Hermanns, drunten bei den hohen Herren der Regierung die heißen Fragen, — Waffeneinfuhr und Betreten des tieferen Urwaldhinterlandes, vorzubereiten. Er wollte Anfang November, also einen Monat vor uns, reisen.

Dann fuhr ich nach Hamburg, um mit der Schiffsahrtsgesellschaft über Tierfracht-Ermäßigungen für meine wissenschaftlichen Zwecke zu verhandeln. Nachdem man mir in dankenswerter Weise dies zugesagt hatte, krieg ich am Nachmittag im Jahrestuhl einen Hamburger Büro-palast empor, ließ mich im zweiten Stockwerk von einer kaffeebraunen Sekretärin bei dem schwarzen Generalkonsul von Liberia melden, mit dem ich in sehr höflicher, englischer Unterhaltung über Einreise, Waffen, Zoll- und andere Fragen sprach, — und bestieg am gleichen Abend noch den D-Zug nach Berlin, wo mein Mitarbeiter und Genosse im Stammlokal schon gespannt auf die Ergebnisse der Reise lauerten.

Eine schwere Sorge war die Einrichtung der Geldüberweisungen nach Monrovia, denn außer einem Drittel unseres erkämpften Kapitals sollten die Beträge der verschiedenen Finanziers erst jeweils monatlich zusammenfließen. Wie wir es dann endlich organisierten, — das ist eine so verfilzte, komplizierte Angelegenheit mit Bankaufträgen, Anweisungen, Devisennotverordnungen, kulturellen Briefen, Telegrammen, Stich- und Codewörtern und dergleichen Jauber mehr, daß ich es hier gar nicht auseinanderlegen will. Auch die Ausrüstung war nicht so einfach. Trotzdem wir jeden Groschen umdrehten, waren Zelte, Feldbetten, Moskitoneze, Tropenkleidung, Jagdgewehre, Munition, Photoapparate, Klappstühle, Zeltkühlboxen, Tropenapotheke, Kochgeschirr und Handwerkszeug erst ein Teil von all den notwendigen Dingen, die wir überall in Groß-Berlin zusammenkauften, anrollen ließen und in unserem Arbeitsraum im Zoo nach Tabellen in Eifentoffen, Segeltuchfäde und feste Kisten verpackten.

Jede Kleinigkeit mußte bedacht, alle Dinge für Monate hinaus berechnet und so mitgenommen werden, daß unterwegs nichts verdarb. Ich zweifelte daran, daß man in den paar Faktoreien in Monrovia wichtige Dinge passend nachbekommen würde. Auf Konserven, Zigaretten, Mineralwasser verzichteten wir von vornherein. Solcher Luxus war unerwünscht. Wir meinten, ein so fruchtbares Tropenland mühte uns allein mit seinen Produkten ernähren können.

Wir wollten nur nicht in den Kopf, daß ich keine Film-ausrüstung mitnehmen sollte. Meine Versuche, eine Filmproduktionsfirma zur Entsendung eines Kameramannes zu bewegen, waren mißlungen, weil solche reinen Kulturfilme nicht genug einträgen, wie man mir sagte; und mir eine große Stativkamera mitzugeben, hätte auch keinen Zweck, dazu müßte man hinreichend vorgebildet sein.

Ich ließ aber nicht locker. In einem Photogeschäft las ich eines Tages, Filmen sei leichter als Photographieren. Ich ging hinein und ließ mir diese erstaunliche Tatsache erklären. Das war nun Schmalfilm. Man hielt die Aufnahmekamera einfach an den Kopf, bläute durch einen Sucher, und ließ das Federwerk abknurren. Ich war begeistert. Aber so ein Apparat, mit allen Schikanen, wie er für meine Zwecke in Betracht kam, kostete eine gute Reihe von Hundertmarkstücken. Und die brauchte ich für wichtigere Sachen nötiger.

Man hatte mir gesagt, die für mich bestgeeignete Kamera wäre die Agfa-Mower, und das Filmmaterial von Agfa sei besonders zu empfehlen. Ich setzte mich nun direkt mit der Agfa in Verbindung und konnte mich nach einigen Verhandlungen vollständig für Film und Photo unter Sonderbedingungen bei ihr ausrüsten, was ich nicht zu bereuen hatte, denn trotz wirklich ungünstigen klimatischen Verhältnissen ist das beschriebene Material nachher ausgezeichnet zu verwerten gewesen.

Auf diese Weise setzte ich meinen Willen nun doch durch, und wurde außer allem anderen noch Schmalfilmoperator.

(Fortsetzung folgt)

Amerikanische Erlebnisse

Von Josef Ponten

Als wir uns auf See der amerikanischen Hoheitsgrenze näherten, ermahnten die Kellner auf dem Lloyd-Dampfer „Columbus“, ja die Gelegenheit einer reichhaltigen Wein- farte zu benutzen, „bald gäbe es nichts mehr“...

In der großmächtigen Zolllhalle trat denn auch das berühmte „constitution amendment“ (das Prohibitions- gesetz machte einen Zusatz zur Verfassung nötig) in Gestalt eines strengen Zollwächters mir entgegen. Das einzige, was er fragte, war: „Liquors (Spirituals)?“ Ich beeilte mich zu sagen: „No, Sir“ und zeigte einen feinen Ausnahmepaß der deutschen Regierung vor. Das half mir gar nichts. „Open“, sagte der Beamte.

Ich mußte alle Koffer, alle Taschen, alle Büchertischen — wir waren nach Amerika verzogen — öffnen. Namentlich die Büchertischen erregten Verdacht, der Beamte hielt sie ansehend für Sektflaschen. Als sie alle aufgebroschen dastanden, verlangte er, ich solle auspacken. Offenbar glaubte er, die Bücher dienten nur zum „Tarnen“ des Sekts.

Nichts. Er schaute den Kisten auf den Brettergrund. Er schüttelte den Kopf. Soviel Bücher hatte er in seinem Leben noch nicht beisammen gesehen. Und nicht einmal zum Mastieren von Sektflaschen dienten sie? Wozu aber sonst? Aha, hier sind wir an einen ganz abgefeimten Alkoholmuggler geraten! Der will besonders harmlos erscheinen! Koffer umfüllen!

Nun wühlte der Gute alle die vielen Kleidungsstücke um und um, welche zwei Menschen auf einer langen Reise brauchen. Die sowohl in polarkalte Wintergegenden wie in sommerglutende Wüsten gehen sollten. No liquor!

Unzählige Staats- und Zollgrenzen habe ich während meiner Wanderjahre überschritten — niemals hat die Durchsuchung am Zoll so lange gedauert wie beim Eintritt in die amerikanische Union, selbst bei den Franzosen in afrikanischen Kolonien nicht!

Merkwürdig war, daß der Zollwächter in meiner Handtasche ein Fläschchen nicht fand, auf dem deutlich und frech geschrieben stand: Reiner Alkohol. Der Zahnarzt hatte mir nämlich geraten, das Zahnteil, der besseren Durchblutung wegen, täglich mit alkoholisiertem Finger zu reiben. Nein, der gute Zöllner fand es nicht, obgleich er in den siebenundfünfzig Sachen für den Alltagsgebrauch, die in der Handtasche waren, mit beiden Händen wie in einem Obstkorb wühlte.

Erfüllt von einer ungeheuren Achtung vor der Strenge, mit der in Amerika Gesetze durchgeführt werden, betrat ich Gods own country.

Aber kaum waren wir in den 23. Stock des mit seinen Preisen über unsere Verhältnisse gehenden Pennsylvania-Hotels hinaufgefahren (beim Betreten eines fremden Landes tut man gut, für einige Tage nicht zu sparen) und lagen in dem nach dem Muster einer Fallbeilmaschine gebauten Fenster, um einen ersten Blick zu haben über die in schwindelerregender Tiefe, in braunem Nebel und Dunst von Getreide brodelnde Stadt, da klingelt das „phone“. Ein „Befannter von Ihnen fragt an“, ob ich nicht zur Feier des Einzugs in Gottes eigenes Land Champagner zu kaufen wünsche. Ich roch den Umstand, sagte einigermaßen scharf, ich habe noch keine Bekannten in Amerika, das Gegenüber am anderen Drahtende hatte sich einfach die Reiseliste des „Columbus“ verschafft und im übrigen pflegte ich peinlich die Gesetze des fremden Landes zu beachten, in dem ich mich gerade aufhalte. Damals verstand ich noch keinen amerikanischen „Slang“, sonst würde ich mich über einen Ausdruck wie „Schafstopp“ haben ärgern können.

Aus Zeitungen lernte man schnell, daß Amerikas größte Sorge nicht um die Farmertrise oder um die Schuldensituation des faulen Europas, sondern um ein gewisses „amendment“ zur Verfassung ging. Die Zeitungen waren voll davon.

Natürlich ging man nachts aus, um ein „Speakeasy“ (ein „Sprichleise“) kennenzulernen. Jeder New Yorker wußte eins in der Nähe. Man brauchte meistens nur um die Straßenecke zu gehen. Das „Sprichleise“ war ein Wohnhaus. Man hingte im Flur, gerade als wollte man seiner alten Tante zum Namenstag einen Besuch machen, Mantel und Hut auf und verflüchtete sich in ein Zimmer. Im Hintergebäude war die Bar, ich glaube im Elternschlafzimmer. Manchmal war sie auch in der Küche. Jedenfalls waren die Preise gelassen.

Trotzloheres an Stimmung als solch ein „Sprichleise“ sah ich noch selten auf der Welt. Es fiel auf, daß die Schulkleute, die auch die Füllertreppen betreten, ihre Gemüße nicht begnügen. Man muß bemerken, daß der Staat New York zu jenen von den 48 Unionstaaten gehörte, die im Grunde gegen die Prohibition waren und das Gesetz also nur lau anwandten.

Also werden wir in den erztrockenen Staaten wirkliche Alkoholfaschinen finden!

Mit Nichten! Wir fanden sie nirgends.

Überall in den 32 Staaten, in denen wir gewesen sind, konnte man „Liquor“ haben, wenn man wollte. Man wußte nur nicht, man sollte sehr gerne, namentlich während der Monate im heißen Süden, seinen Durst mit „Acht drinks“. Nur an Festtagen entbehrte man ein rechtshaffenes, ordentliches Glas Wein. Es ist nötig, zu bemerken, daß wir leidlich enthaltene Leute sind, zu den Alltagsmahlzeiten niemals Wein oder Bier trinken. Aber es ging an, uns zu wärmen, daß irgendwelche tugendholdige Altweltler über unsere Freiheiten befinden sollte, und ohne daß wir es eigentlich wollten, begannen sich unser Gehirn mit der Sorge zu beladen, wie und wo wir — für die und jene mit neuen Freunden zu verbringende Feststunde — zu „Liquor“ kommen könnten. Wir nahmen einmal in einem offenen Eimer eines Freundes „selbstgemachten“ Wein im Auto mit — hätte der Wagen auch nur einen Stoß bekommen oder plötzlich abgebremst werden müssen, so daß der Wein übergeschwappt und etwa unter dem Auto eine riechende, verräterische Weinlache entstanden wäre, so wäre nach dem Gesetz Wein und Auto dem Staat verfallen gewesen! Aber man empfand Freude an also abenteuerlicher Fahrt mit offenem Weinemer.

Einmal kamen wir an einen Wüstenfluß. Drüben war Mexiko. In der Nacht gingen wir über den Fluß. Drüben saßen wir mit Kerzen, die abenteuerlich große Hüte auf dem Kopfe hatten, in einer Bretterbude, bedient von einem Kellner, der ein Japaner war. Der Ort

und die Wärme der Nacht erinnerten an das obere Ägypten, nur war dort der „Bakali“ ein Grieche. Wir tranken Wein — ach was, er schmeckt nicht halb so gut in einem Lande, wo man ihn und beliebig viel davon trinken darf, als dort, wo der Genuß verboten ist! Verlassen wir das mexikanische Riff und gehen zurück über den Rio Grande...

Ein Professor an der Universität B. zeigte uns sein neues Haus. Es hatte Blick auf den Stillen Ozean. Der Architekt hatte als besondere Bauaufgabe erhalten, einen Raum zum Weinmachen, also eine Kelterstube, vorzusehen. Nach Bedarf erschien ein Italiener und prüfte die brodelnden Fässer. Der Italiener ging von Haus zu Haus, jedermann wußte um sein Geschäft...

Man kaufte in Amerika Aluminiumflaschen, die den Körperorten, wo sie geheim zu tragen waren, angeformt waren. Also gab es Gefäßflaschen, Schenkel-, Baden-, Bauch- und Brustflaschen.

Man sagte mir (ich weiß nichts Genaues), daß ein Mann in Amerika kein Glück in der Liebe habe, der nicht ein Auto besitze und zu Liquor zu kommen wisse.

uns nach der Begegnung, was wir in den Jahren erlebt hatten, und er hatte bald die Führung. Im Hafen von Miami hatte ich früher weiße Motorjachten, eine davon unter britischer Flagge liegen sehen. Ich hatte damals nicht gewußt, wer der sie führende Kapitän war. Da draußen im Atlantischen Ozean liegen in kaum hundert Seemeilen Entfernung die britischen Bahamas-Inseln. Jakob besaß dort angeblich eine Fischerei tropischer Glanzmuscheln. — Also er feuerte seine Jacht, die „Elegance“, schwer mit britischem Liquor beladen, gen Gods own country. Bismarck wurde auf die „Elegance“ geschossen.

Aber „Elegance“ lag wieder einmal still und schweigend im Hafen von Miami, der winddurchwühlte Union-Jacht hing schlaff am Mast — mein Gesell macht sich auf die zwei-Tage- und -Nächte-Fahrt nach New York, wo die Frau wohnt. Jakob hält die zivilisierten Schriftsteller, mich inbegriffen, für unwissende, erfahrungslose, langweilige Gesellen, deren Bücher er nicht liest, auch die „papers“ legt er bald ermüdet aus der Hand und mustert das männliche Gegenüber. Es erscheint vertrauenswürdig. Also wagt er es: „Do you like a liquor?“ Das Gegenüber schaut ein bißchen um sich — „I like it...“

„Ich hatte vier Flaschen auf dem Gefäß hängen, der Mann trank allein davon drei aus“, seufzte mein Gesell in Gedanken, als er mir die Geschichte erzählte.

„Was weiter?“ fragte ich. — „Wir kamen nach Washington, wo es die Prohibitionsbehörde gibt, du wirst das

was uns die Freundschaft des Stammes gebracht hätte, stürzten sie sich auf das Mädchen und vergewaltigten es.

Es wurde totentstirbt in unserem Kreise, jeder wußte, daß dieses Verbrechen, das jedem Kulturgesetz Hohn sprach, nicht ungerügt bleiben würde und schweigend kehrten wir in unsere Bungalows zurück.

Ich hatte noch zu tun und arbeitete an einer Konstruktionszeichnung in meinem Büro. Wohlthuend drang eine frische Brise durch die weitgeöffneten Officefenster und gerade war ich dabei, den Telefonhörer abzunehmen, um meinem Hausboy Anweisung zu geben, mir eine Erfrischung zu bringen, als ein gewaltiger Knall die Luft zerriß. Unser 600 000 Gallonen fassender Destillat war explodiert und brannte lichterloh. Starr vor Entsetzen ließ ich den Hörer fallen und sprang vor die Tür. Ein Hagel von Pfeilen überschüttete mich.

Wilde Schreie tönten aus dem Camp herüber, überlöst vom Krachen der Winchesterbüchsen. Schnell riß ich meinen Colt 45 aus dem Holster, löschte das Licht und machte mich zur Verteidigung bereit.

Schuß auf Schuß gelte in die Nacht, die heisenden Giftschwaden des tosenden Deles heßen in die Augen und ohnmächtig lag ich am Boden der Office, ohne eine Möglichkeit zu finden, den Kameraden zu helfen. Ich hatte ca. 200 Meter bis zum Camp zu durchlaufen, dessen Bungalows auch brannten und der Verluß, dahin zu kommen, wäre Wahnsinn gewesen.

Da kam mir plötzlich eine Idee. Wir hatten uns vor einigen Tagen eine Kiste Feuerwerkskörper aus Nordamerika kommen lassen, die wir zur Verschönerung des Weihnachtsfestes verwenden wollten. Diese lagerten im Magazin, das unmittelbar an mein Büro stieß. Wenn ich dorthin könnte. Ich wagte es. Mit zehn Sprüngen war ich dort, der erste brachte mich durch das zerstückelte Fenster in das Innere und nach wenigen Minuten stieß die erste Rakete zischend in den rauchgeschwärzten Himmel, oben krachend auseinanderberstend und ihre Leuchtflugeln herabfallen zu lassen auf das Bild des Grauens. Ich ließ Trübsal und Böller steigen und das wilde Geheul der Angreifer verstummte. Meine Kalkulation war richtig gewesen. Die Indianer flohen erschreckt vor den bösen Geistern davon.

Als der Tag zu dämmern begann, bot sich mir ein schreckliches Bild. Fast alle Häuser waren zerstört und aus dem Trümmerfeld bargen wir achtzehn Tote, darunter mein Hausgenosse Bill Burton, den ein Pfeil durchbohrt hatte.

Als wir die unschuldigen Opfer beerdigten, standen Tränen in den Augen der rauen Gesellen, auch mir ging es so und befangen vom Schrecken der Nacht, murmelte ich, in Gedanken verloren, Bills, am Tage vorher gesprochenen Worte nach: „Verfluchtes Land.“



Erntezelt einst



und heute

Der Fortschritt der Technik hat auch das Bild auf dem Lande grundlegend geändert. Was einst in mühsamer Tages- und Wochenarbeit geleistet werden mußte, das erledigt heute die Maschine, die mit gleichmäßigem Tack-tack durch die Aehrenfelder zieht und die fertiggebundenen Garben mühelos ausspeit.

Ganz gewiß hat ein junges Mädchen in Amerika vor der Zeit der Prohibition nicht verlangt, daß der Liebste Branntwein zum Stellbischein mitbringe. Ganz gewiß hat es auch während der Prohibitionszeit am Brantwein-trinken kein Gefallen gefunden. Aber Brantwein-trinken war verboten...

Zum Schluß ein heiteres Stüdchen: Ich habe zu anderer Zeit einmal von einem in Amerika verschollen gewordenen Menschen berichtet. Natürlich erzählten wir

große Gebäude gesehen haben. Der Mann mit meinen drei Flaschen im Bauch steigt aus, läßt mich ein, ihn einmal zu besuchen, und überreicht mir seine Karte: Mister Joe Brigger prohibition agent...

„Hahaha, was tatest du, Zatschlein?“ — „Ich fühlte nach den Haaren auf meinem Skalp. Aber Mister Brigger lachte und sagte: „Ein anderes Mal ein wenig mehr Vorsicht Captain...“

„Verfluchtes Land...“

Ein Erlebnis im südamerikanischen Urwald von O. Richter

Faul lagen wir in den Schaukelstühlen auf der Veranda des Bungalows. Unendlich langsam schlichen die Stunden des endlosen Sonntagnachmittags und die sengende Tropenhitze trieb uns den Schweiß aus allen Poren.

„Verfluchtes Land“ stöhnte mein junger Hausgenosse Bill Burton, ein Engländer, der erst kurze Zeit im Lande, besonders unter der infernalischen Hitze litt.

Fast recht Budd, erwiderte ich. Auch ich wünschte, ich hätte dieses Affenland nie gesehen, aber nun, wo wir hier sind, müssen wir das Beste daraus machen.

„Cher up and have a drink.“

Damit schlug unsere Unterhaltung. Pedro, mein Hausaffe, hatte keine fröhlichen Zuschauer heute, die seine luftigen Capriolen bewunderten. Es lag etwas Geheimnisvolles in der Luft.

Froh waren wir, als der Messersteward, den Gong bearbeitend, uns zum Abendessen rief. Da kam doch wieder etwas Stimmung auf.

Als ich das Klubhaus betrat, feierte unser abgepieltetes Grammophon gerade einen Schlag aus der alten Heimat herunter, der die rauen Gesellen des Büfches zum Mitsummen zwang.

Als wir eben bei der Suppe waren, torfelten zwei unserer wüsten Driller über die Schwelle, die laut grölend ein Erlebnis zum besten gaben, das sie am Nachmittag gehabt hatten und das einen wahren Entzückungstanz unter unserer Belegschaft hervorrief.

Sie waren am frühen Morgen in den Busch gegangen, um ein paar Tigertagen vor die Finte zu kriegen. Als sie nach einer Weidwund geschossenen Rahe den Busch durchstießen, stießen sie auf ein Indianermädchen vom benachbarten wilden Stamme der Molikones, die grimmige Feinde unseres Camps waren. Es hatte sich beim Kräuterkochen den Fuß gebrochen und lag hilflos da. Anstatt nun dieser armen Kreatur zu helfen,

Anekdoten um Lüderitz

Die beiden großen Männer, denen wir unsere drei unvergessenen Kolonien in Westafrika verdanken, der Kaufmann Lüderitz und der Arzt Dr. Nachtigal, haben nicht das Glück gehabt, die glänzende Entwicklung dieser weiten Gebiete unter deutscher Herrschaft zu erleben, denn sie fanden beide an der afrikanischen Küste auf See früh den Tod. Die Pioniere, die uns die Krone unserer Kolonien, Deutsch-Südwestafrika, erwarben, Dr. Peters und Major Wissmann, sind mehr vom Geschick begünstigt gewesen; Dr. Peters hat allerdings auch noch den bitteren Verlust dieser Besitzungen erleben müssen.

Wie ist's in Afrika?

Persönliche Erinnerungen von Zeitgenossen an Lüderitz und Nachtigal sind nur spärlich vorhanden. Von Lüderitz, dessen Geburtstag sich am 18. Juli zum 100. Male jährt, wissen wir, daß er ein schweigsamer Mann war von leidenschaftlicher Hartnäckigkeit und eisernen Tatkraft. Einer seiner Mitarbeiter in Afrika, Heinrich Vogel, hat einmal in einem Briefe geschrieben, daß Lüderitz in seiner Vaterstadt Bremen, als er von einer Dame gefragt wurde, wie es den in Afrika sei, ihr in klassischer Kürze nur geantwortet habe: „Sei.“ Und als die Dame wissen wollte, wie denn eigentlich die Eingeborenen seien, habe Lüderitz nur geantwortet: „Schwarz.“

Der Herero-Grub

Auf seinen Reisen in Südwest machte Lüderitz die Beobachtung, daß die Herero, bekanntlich eine Nation von Viehzüchtern, ihre Hauptlinge begünstigten mit den Worten: „Sei gegrüßt, o Kind!“ Das erschien ihm wenig respektvoll und er fragte deshalb gelegentlich einen der Herero-Kapitäne, warum ihn denn keine Leute ein Kindvieh hießen und nicht lieber sagten: „Sei gegrüßt, o Löwe!“ Der Häuptling antwortete darauf: „Glaubst du, daß ein Herero sich freut, wenn ein Löwe kommt? Nein, dann zittert er. Wohl aber lacht sein Auge, wenn er ein schönes, nützliches Kind daherkommen sieht.“

Wilhelm Raabes Meinung

Als Nachtigal im Oktober 1884 in Deutsch-Südwestafrika die deutsche Flagge hißte, ging Begeisterung durch die deutschen Gauen. Auch in Herbst Weintrube in Braunschweig, wo Wilhelm Raabe abends seine Flasche trank, wurde eifrig disputiert. Allein der Mann, der den „Abu Telfan“, die Geschichte des „Afrikaners“ Hagebuecher geschrieben, er schwieg. Schließlich, auf mitternächtlichem Heimweg, wandte man sich noch einmal an ihn: „Und was lagen Sie zu unserer neuen Kolonie?“ Raabe lächelte und meinte: „Sie ist nicht die erste und sie wird nicht die letzte sein. Denn wir haben noch mehr solcher Nachtigalen und Lüderitze.“

Lüderitz' Tod

In einem Segeltuchboot wollte Lüderitz Ende Oktober 1886 in Begleitung des Steuermanns der „Meta“, eines ihm gehörigen kleinen Küstenschoners, von der Orangeflugmündung über See nach Angra Pequena fahren. Obgleich der Steuermann sich anfangs entschieden weigerte, in dem schwachen Boot durch die Brandung zu fahren, setzte Lüderitz seinen Willen in der ihm artgenen Bestimmtheit durch. Dreimal wurde das Boot auf der Spitze der Brecher vom Lande aus gesehen, dann war es verschwunden. Von den Insassen sah man nie etwas wieder, obwohl tagelang die Küste zu Wasser und zu Lande abgesucht wurde. So endete der Mann, dem Deutschland eine wundervolle Kolonie verdankte.

WOCHENEND

Das tausendjährige Minden — Hüterin der westfälischen Pforte.

Lernt mit eigenen Augen sehen... und nicht erst beim zwei- oder dreigestrigen Badesee! Nicht nur Raubritter-Romantik, modische Kurorte, alpine Höhen am Drahtseil, hypermoderne, aber umso verpöchtere Stadtglanzpunkte seien euer Ziel. Ihnen fehlt Verinnerlichung, Heimatkultur, erd- und blutverwurzeltes Volkstum. Und dennoch: liegt sie nicht greifbar vor unseren Füßen: die Pflugschar als Wegbereiter zum Volksgenossen und Volksfremden, auf daß wir beide rechtzeitig erkennen, richtig leiten und führen?

Wir geben zu, daß die ersten Eindrücke immer die besten sein sollen! Das können wir Mindener aber nicht vom Zugang der Stadt sagen. Nicht wie in vielen Großstädten bildet auch bei uns die Bahnhofsumgebung eine hübsch vergoldete Visitenkarte. Dafür ist eben Minden eine zu alte und zu lange an schwere Befestigungswerte gebundene Kleinstadt gewesen. Erst hinter den beiden gewaltigen Brückentürmen — dort, wo einstmal das stol-

ze Westertor gestanden, beginnt das pulsierende Leben in leider vielfach zu engen winkligen Straßen. Dafür war eben Minden, gemessen an der rechts liegenden spitzgiebeligen Fischerstadt, wo sich die roten Ziegeldächer wie aus einer Spielzeughagel willkürlich hingebaut ausnehmen und sich mit ihren vordrängenden Giebeln neugierig ins Straßenbild drängen — ihrer großen Bedeutung von altersher wohl bewußt; dem stark befestigten Wall mit restlichen Schießscharten (träumend sehe ich hier und höre das Westertor auf einem alten Schifferklavier spielen) zuletzt ein verstreuter Brocken des brandenburgisch-preussischen Staates. Hier gerade stehen wir in der ältesten Siedlung, die Karl der Große als Mindi vorfand.

Auf der gegenüberliegenden Seite beginnt längs des stattlichen Regierungsgebäudes der gutgepflegte Glacis-Ring anstelle der seit 1873 geschleiften Festungswälle mit altem, schönem Baumbestand, der dem erholsamen schaffenden abends Balsam spendet. Aus trübsigen Wallbefestigungen ist hier eine beachtenswerte, lebenswürdige Gartenstadt geworden.

Langsam kommen wir an einen unüberbrücklichen Zeugen grauer Vergangenheit an den massigen Dom in Sandstein-Gotik, der gewaltigsten Schöpfung geistiger Dombaukünstler. Wir wissen nicht mehr genau, wann hier Ludwig der Fromme inmitten jago- und kriegsflüchtiger Vorfahren an sumpf-schwarzen Wassern, nachdem diese Erde soviel nach Raube schreien des Blut getrunken hatte, ein Stütz als Stätte der Besinnlichkeit und Einkehr erbaute. Aber wir verzeichnen bereits um das 8. Jahrhundert Minden als Bischofsitz! Im Dombau kennzeichnet sich am treffendsten die Wesensart Niedersachsens und unwillkürlich denkt man an den stolzen Patrokli in Soest. Die Wirren des Mittelalters und die vielen Brände haben wertvolle Erinnerungen zerstört.

Die ältesten Chroniken entziffern sich, daß der zweifürmige Quaderbau nach dem Hildesheimer Muster im Bistum des IV. um 1062 herum schwer beschädigt wurde. Bischof Engelbert nahm bereits 10 Jahre später die Einweihung seines Umbaus vor. Drei Bauperioden weist der trübsame Bau auf: romanischer, gotischer und Übergangsstil und dennoch sagt Dehio: „Es kann nicht fraglich sein, daß unter allen gotischen Hallenkirchen im klassischen Jahrhundert der Gotik dem Dom zu Minden die Palme gebührt.“ — Noch schweigt sich der Dom über seine Besorgnisse aus...

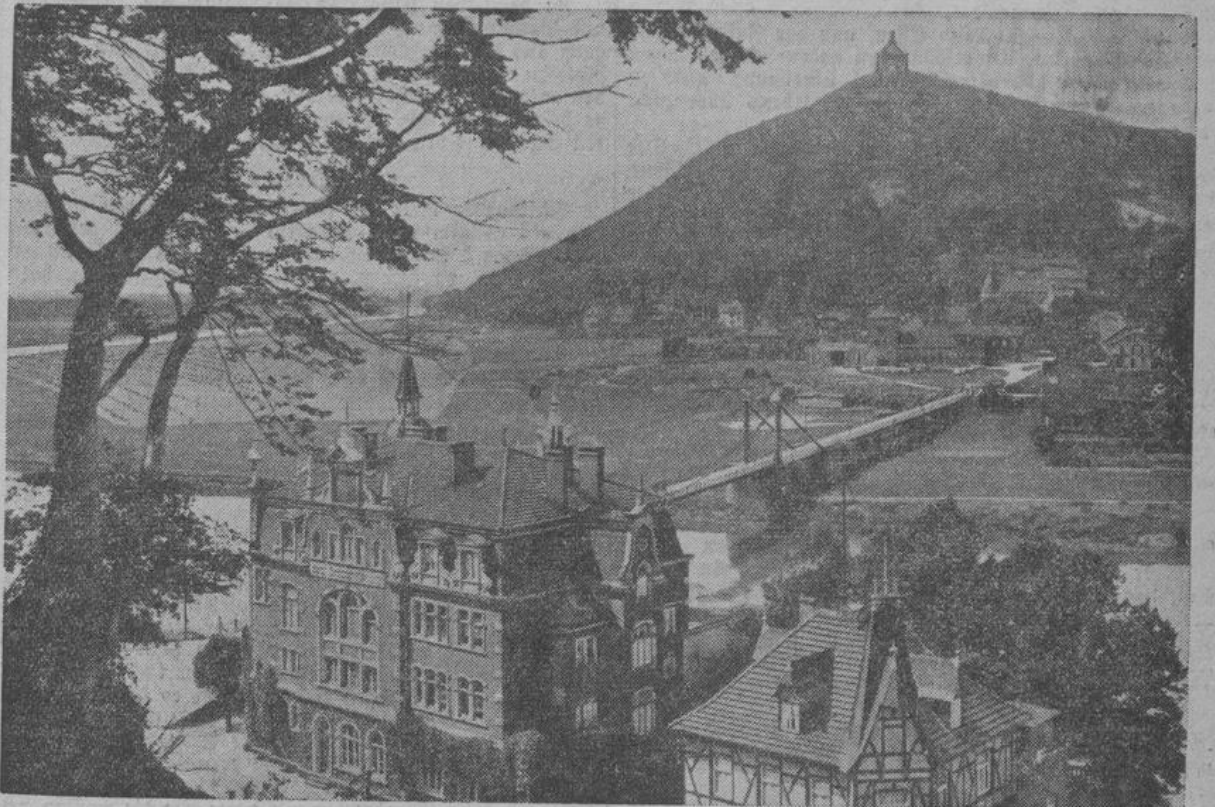
Sein Innerstes wird bestimmt durch massive Säulen und vielgestaltete Buntglasfenster, mit, man möchte sagen, faszinierender Wirkung! Das ist es auch, was dieses Kernstück Mindener Geschichte in ganz Deutschland so auszeichnet. Hier haben wahrhaft Meister in Formgedanken gearbeitet. Unerlöschliche Bildkraftwirkung eines verschollenen deutschen Baumeisters. Eigenartig wirkt auch das schwere, altentümliche Bronzekreuz — ein Zeuge früherer Romanik. Leider ist der reichgeschmückte Altar der Museumsjammerei einstens zum Opfer gefallen. Er soll nun in einem Berliner Museumskeller sein Holz-wurmdasein fristen!!

Ein städtebauliches Kunstwerk ist und bleibt für ewige Zeiten zum Andenken an unsere großen funktionsfähigen Vorfahren das prächtige Rathaus. Wie ein immer noch selbststärker, würdig-behaglicher Stadtkommandant in truhigem Rüstzeug steht es da, wenn auch jetzt zinnoberrote Geranien in frischgrüngefrühten Kästen über dem frühgotischen Laubengang uns anlocken, während der Stod über ihnen im Renaissancestil erbaut wurde. Manches stattlicher Bau am Marktplatz zeugt immer noch von Schönheitssinn und wohlhabendem Bürgertum, erinnert stark an Hameln und steht deshalb auch wohl unter Denkmalschutz. In allen Straßen finden wir diese Zeugen aus Mindens reicher Vergangenheit, die sich unter dem Bischof Franz von Söfkebüttele entwickelte, dem aber die Mindener nur ungern untertan waren, zumal er sich so wenig um seine Landsleute kümmerte, die sich in seiner Abwesenheit gegen ihn verschworen.

Minden ist die Stadt der vierzehn Brücken und zahlreicher Kirchen. Jede sucht sich erhabener als die andere beim Fremden einzuschmeicheln. Sucht ihm als Wahrzeichen Verehrung und Liebe abzugewinnen, wobei die stolze, hochgelegene gotische Marienkirche allerdings den Vogel abschlekt. Der wuchtige, auf altem romanischen Kern aufragende Turm, in dessen verwitterten Steinhöhlen unzählige Dohlen nisten, nimmt sich als eine mütterliche Glode aus, wenn man die rundumher am Turm wie Schwalbennester sich ausnehmenden rotziegeligen kleinen Häuschen betrachtet, die sich schukuchend an den „kleineren Zeigefinger“ anlehnen.

Wir kommen nun durch allzueng angelegte Altstadt-Gäßchen, in denen es nicht immer nach 4711 gerochen haben wird, als man noch nicht wußte, was Kanalisation im modernen Städtebild bedeutet. Dafür findet aber der Kunstkenner hier eine Menge niederländischer Fachwerkhäuser, allerlei Handwerkskunst edelsten Formats — zumal hier der Urstift zünftiger Handwerksmeister noch heute ist. Und gerade hier finden wir auch die alligsten Straßenbezeichnungen — ja, man muß sagen, es verlohnt sich schon in den Ruzeln des 1000jährigen Städtchens etwas zu studieren.

Haben wir nun unseren nach Abzug verlangenden inneren Menschen in typischen Altkneipen im „Grünen Wenzel“, in behaglichen Bürgerrestaurants am sonnigen Marktplatz, im lehnswerten „Zum Wirtelind“-Restaurant,



Blick auf das Porta-Denkmal
Aufnahme vom Jakobsberg aus von W. Miesler

im nahen kleinen Domhof oder in der traditionell erhaltenen Domschänke befriedigt und von der Kanalbrücke an der Marienstraße bezw. von der Wasserbauverwaltung aus die einzigartigen, mustergültigen Kanals- und Schleusenbauten gebührend belobt, dann ist uns erst klargeworden, daß der Bau des Mittelalters Kanals, der die Weser in einer breiten Steinbrücke überquert, sie mit Rhein und Ems verbindet, die industrielle Entwicklung wesentlich förderte und tatsächlich ein Meisterwerk deutscher Wasserbauingenieure ist. Umsonst hat man wohl nicht seinem tatkräftigsten Förderer, Ministerialdirektor Dr. ing. Sympher hier ein bleibendes

Wilhelm-Denkmal zu machen, um so das ganze Westertal und Wiehengebirge in seiner Struktur überblicken zu können. Romantisch, wellig-hügelig gelegen bannt unser Blick das reizende Westertal mit seinen saftigen Wiesen und grünen Wäldern. Malerisch liegt der Jakobsberg vor uns (ehemals lebte hier der Einsiedler Jakob). Auf der höchsten Bergspitze sind unentwegt Arbeitsfreiwilige beschäftigt, einen würdigen Platz für das demnächst zu enthüllende, aus gestifteten Mitteln erbaute Schläger-Kreuz zu schaffen.

Auf einem bewaldeten Hügel eingangs der Hausberger Schweiz hatten weiland die Bischöfe von Minden ihren Sitz, weil sie sich nicht immer mit dem Stadtvolk vertrugen. Noch heute hebt sich der Burghof deutlich heraus. Das sich von hier aus in südlicher Richtung überschiebende hügelige Land rührt aus eiszeitlichem Geschiebe her. Während der Jahrhunderte andauernden nordischen Vereisung haben am Nordrand des Gebirges die Eismassen lange gestaut und ihr abgelagerter Moränenkamm heute überall die Riesgewinnung zu.

Minden, das als anerkannter Brücken- und Festungs-ort ganz Norddeutschlands beherrschte, war oft befehdet und von wüsten Kriegen heimgesucht. Besonders hart hatte es im 30jährigen Kriege gelitten, obwohl Minden bereits im 13. Jahrhundert das Stapelrecht genoss, d. h. die auf der Weser vorüberziehenden fremden Kaufleute konnten genötigt werden, ihre mitgeführte Waren den Bürgern zum Verkauf auszuliegen. — Mehr und mehr verwilderten die Uferstaaten und erst nach dem Kriege 70-71 hob sich Industrie und Handel langsam. Wohlstand und Macht schwanden unter den entsetzlichen Kriegslasten und erst jetzt gewann Minden als starke Festung und Garnison am Gebirgspass und den Weser-Brückentürmen. Heute liegen in Minden Artillerie und Pioniere, die es zweifelsohne nicht zulassen würden, daß kaiserliche Truppen wie damals unter dem gefürchteten Tilly im August 1625 unser schönes altes Minden ruinierten und für Unterhaltung der fremden Truppen jährlich 300 000 Taler abnahmen. Die Mindener waren immer anerkannt wehrhaft; drum wehe jenen...

Es wird schwer sein, ehestens aus den vielen krummen und zu schmalen Geschäftsstraßen ein großzügiges Stadtbild mit Licht und Luft zu schaffen — im Gegenteil! man schließt selbst in der verkehrsreichsten Bäderstraße Renaissancebauten und wenn sie noch so störend wirken. Um so verträumter wandelt es sich hier in Dämmerstunden und fahlem Mondscheinlicht.

Dafür aber schlängelt sich um die verträumte Altstadt ein mächtiger Gürtel freudlicher Straßen mit stattlichen Villen inmitten bunter Gärten. Im Schatten alter Linden erreichen wir in Richtung Kanal den neuen Friedhof mit seinen mustergültigen Grün- und Parkanlagen. Hier ist unebenes Gelände in geschmackvoller Weise gartenbaulicherisch ausgewertet. Wahrlich, hier ist es schön...



Die uralte Domschänke am Adolf-Hitler-Platz



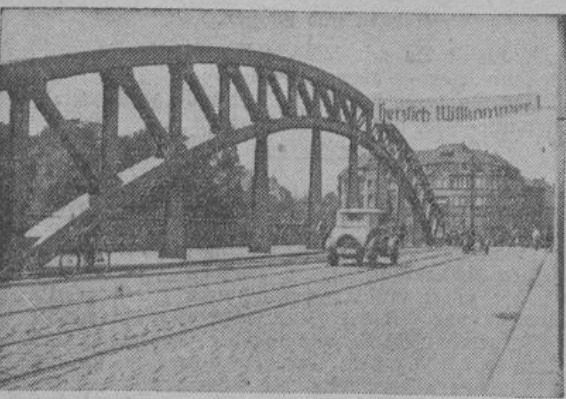
Am Poos
Hier steht das schönste Bürgerhaus Mindens

Denkmal gesetzt. Von hier aus hat man einen einzigartigen schönen Rundblick auf den Schaumburger Wald und die Büdberge, wo übrigens der vorzügliche Kalksandstein gebrochen wird, der auch zum Mindener wie Kölner Dombau verwandt wurde. Hier ist der Lieblingsspielplatz unseres Volkskanzler, wo in Mindensahl die Heimat Wilhelm Buschs war. Wir überschauen die wertvolle Stadt und das grüne Land mit seinen roten Dörfern.

Schöne umher und finde, daß es an der Zeit ist, einen Absteher zur Porta Westfalica, zum Kaiser



Silhouettenhalter Durchblick
vom Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Porta



Eingang zur Stadt



Die gute alte behäbige Zeit im Dornröschenschlaf



Am naturdenkmalsgeschützten Marktplatz
Rechts das herrliche gotische Rathaus, links Eingang zu den zwei Hauptgeschäftsstraßen, die sich ganz besonders durch mögliche Beengtheit auszeichnen.



Das mächtige gotische Radlenster
auf der breiten Dom-Nordseite
(später eingeebnet, das Ganze ist in drei Zeitepochen entstanden)



Idyllisch gelegene Hafenschleuse in Minden

Heitere Welt.

Vom alten Wangel.

Bismarck hatte als Kanzler bekanntlich in Berlin mancherlei Feinde, zumal er gegen das Parlament mit dem König regierte. Zu diesen Feinden gehörte zeitweise auch der alte Wangel.

Man traf sich spät beim Essen, und der Zufall wollte es, daß die beiden Unversöhnlichen nebeneinander saßen. Bismarck schenkte dem alten General überhaupt nicht zu sehen und seine Haltung den ganzen Abend über nicht ändern zu wollen.

Dem alten Wangel paßte das durchaus nicht. Der brave Politiker hätte den Kanzler nur zu gern verjagt, wußte aber nicht recht, wie er es anfangen sollte, rutschte vor Verlegenheit auf seinem Stuhl hin und her und plagte schließlich mit der Frage heraus:

„Kannste denn jarnich vergeßen, mein Sohn?“
„Nein“, erwiderte Bismarck scharf und kurz.
Wangel verlor sich tief in sein Weinglas und beschloß nach langer Pause, doch noch eine Utasche zu reiten.

„Mein Sohn, wenn du schon nicht vergeßen kannst — kannste denn auch nicht vergeßen?“
Dem war Bismarck nicht gewachsen. — Lachend reichte er Wangel die Hand: „Doch!“

Riesendowwurst.

Ein Gast bestellte eine Dowsurst, die draußen an dem Lokal auffallend als Riesendowwurst angepriesen war. Aber wie das so ist, brachte ihm der Ober ein Würstchen, das ganz klein war, und nicht viel mehr als zwei, drei Happen.

Der Gast rief den Ober zurück. „Verzeihen Sie, können wir hier nicht noch einen Tisch rankellen?“
„Wie?“ war der Ober erstaunt, „erwarten Sie noch viele Bekannte?“

„Das gerade nicht“, brummte der Gast, „aber wie Sie sehen, paßt die Riesendowwurst nicht auf einen Tisch.“

Der Matrose.

Eines Sonntags macht sich Mizzi schön und geht in den Prater.

Wie das schon so kommt: Sie bleibt nicht lange allein. Sie lernt einen jungen Mann kennen: Groß, braungebrannt, stark, und ihr Herzchen fliegt ihm zu. Sie sitzen auf einer Bank im lauschigen Grün. — Von irgendwoher weht der Wind die Klänge eines Walzers. — Mizzi ist selig. Järrlich betrachtet sie ihren Kavalier.

„Was sind Sie eigentlich von Beruf?“ — fragt sie ihn plötzlich.

„Matrose“, sagt er stolz.

„Kabelhaft“, sagt Mizzi andächtig, und ein Schauer von Gefahren, weiter Ferne, Stürmen und erotischen Ländern durchzieht sie: „auf einem Kriegsschiff?“ will sie wissen.

„Nein — bei der Wasserrückbahn.“

Kleine Geschichten um Mozart.

Kaiserliches Urteil.

Kaiser Joseph, der sich in seiner bedächtigen Art ein wenig über die fröhliche ausgelassenheit der „Entführung aus dem Serail“ wunderte, meinte am Schluß der Aufführung, ernsthaft und nicht ganz einverstanden: „Viel Noten, Mozart!“
„Genau so viel, wie nötig sind!“ antwortete er lachend. Der Kaiser lächelte.

Ein Regie-Mittel.

Am Schluß des ersten Aktes in Mozarts „Don Juan“ wollte Signora Bondini nicht so schreiben, wie sich das für die vom Grafen verfolgte Zerlina gehört. Mozart, der selbst die Proben zur ersten Aufführung leitete, ließ sie im gehörigen Augenblick in einen ihm besonders geeigneten Körper, wobei er bemerkte: „Zur rechten Zeit die rechte Hand auf die rechte Stelle, schafft oft Wunder!“ Sie schrieb nämlich so auf, daß er es für geraten hielt, sich schleunigst wieder in den Orchesterraum zu flüchten.

Der Posaunist.

Bei derselben Probe ließ Mozart an zwei Stellen des Finales im zweiten Akt, die nur mit drei Personen begleitet waren, anhalten, weil einer der Musiker nicht richtig einsetzte. Da es nach wiederholtem Versuch noch nicht besser werden wollte, ging Mozart an sein Pult, um ihm seinen Fehler zu zeigen. Doch antwortete der Posaunist grob: „Wie Sie es wünschen, kann man es überhaupt nicht blasen, und von Ihnen werd' ich es ohnehin nicht lernen!“ Der Meister lächelte: „Gott bewahre mich, Sie Posaune lehren zu wollen; geben Sie nur die Stimmen

her, ich werde sie ändern!“ Das geschah, und so hören wir heute noch an dieser Stelle zwei Oboen, zwei Klarinetten und zwei Fagotte.

Ohne Partitur.

Zu demselben Finales schrieb Mozart die Trompeten- und Posaunenstimmen, ohne die Partitur vor sich zu haben, ganz aus dem Gedächtnis, brachte sie in Orchester und sagte zu den Musikern: „Passen Sie gut auf, denn es werden entweder vier Takte zu viel oder zu wenig sein!“ Und er behielt recht, die Instrumente kamen bei der angegebenen Stelle mit den übrigen nicht zusammen.

Schiffaneder.

Schiffaneder hielt sich für einen bedeutenden Dichter, und als es ihm durch Mozarts „Zauberflöte“ gelungen war, seinem K. L. Theater auf der Wieden jeden Abend ein volles Haus zu sichern, meinte er halb zufrieden, halb ärgerlich: „Die Oper wäre besser, wenn der Komponist nicht soviel daran verdorben hätte!“

Schiffaneder sang selbst den Papageno, den Mozart so einfach halten mußte, weil dessen Stimme nur einen bescheidenen Umfang hatte. Das Duett „Bei Männern, welche Liebe fühlen“, änderte er dreimal; immer erklärte Schiffaneder: „Bruder, es ist sehr schön, aber es ist mir zu gelehrt!“ Endlich trällerte er ihm mit seiner heiseren, trunkenen Stimme etwas vor, und Mozart meinte geduldig: „Nu, sollst es so haben!“

Leider hat er die beiden ersten Entwürfe zerissen.

Glodenpiel.

Als Schiffaneder in der Glodenpiel-Arie des Papageno eine Pause hatte, machte Mozart, der leise ins Orchester geschlichen war, ein Arpeggio mit dem Glodenpiel. Der Freund, der ihn anfangs nicht erblicken konnte, erschraf, schaute in die Szene und sah ihn. Als es das zweite Mal kam, schweigend Mozart, nun hielt er an und wollte nicht weiter. Der Komponist erzitterte seine Gedanken und machte wieder einen Alford, dann schlug er auf das Glodenpiel und sagte: „Halt's Maul!“ Alles lachte, da man den Scherz auch im Theater bemerkt hatte, wo die meisten bei dieser Gelegenheit wohl zuerst erfuhren, daß Papageno kein Instrument nicht selbst schlägt.

Beim Billardspiel.

Das mit „hm, hm“ beginnende Quintett im ersten Akt der „Zauberflöte“ entstand beim Billardspiel, dem Mozart

leidenschaftlich hingeeben war, hatte ihm Frau Constante doch während einer Krankheit eigens ein Billard ins Zimmer schaffen lassen. Die Augen folgten den Kreisen der gelben Eisenbälle; plötzlich zerbrach ein Stück Papier aus der Tasche seines Labots, warf ein paar Notizen hin und kommandierte: „Jetzt kommt und hört!“

Ein Briefanfang.

Am 17. Juni 1791 zu Baden, wohin er sich gern aus den Wiener Zerstreungen zu retten suchte, um gewöhnlich in andere hineinzugeraten, das von allen Schauern des nahen Endes überschattete „Ave verum corpus“. Er widmete es dem dortigen Chorregenten Joseph Stoll, den er einen Monat später, schon wieder mit seiner Oper beschäftigt, munter in einem Brief anredete: „Lieber Stoll! Bester Knoll! Größter Schroll! Bistst du stierndoll! Geld, das Moll tut dir wohl!“

Reiseverze.

Als Mozart am 8. April 1789 mit dem Fürsten Richnowitz, seinem Schüler und Freund, eine Reise nach Berlin antrat, ließ ihm Franz Hofdemel dazu 100 Gulden. Für seine Frau, die selbst gern mitgefahren wäre, schrieb er das fröhliche Quartett: „Caro mio, Druck und Schlud — Caro mio, Schlud und Druck“ (Käsel, Anhang 5), dazu folgende Verse, deren Schlußreime wohl von ihr stam-

men:
Wenn ich werde nach Berlin verreisen,
hoff ich mir wahrlich viel Ehr' und
Doch ach! ich geringe alles
bist du, Weib, bei meinem Lobe
Wenn wir uns dann wiedersehen,
drücken, o der wundervollen
Aber Tränen, Trauertränen
noch ehvor und spalten Herz und

Ruhm.
Preisen,
kumm.
füßen,
Luft!
fließen
Brust.

Matfowsky war ein Freund des Angelfortes. Eines Tages, während eines Galaspiels in Frankfurt, stand er am Fuße des Taurus beschaulich an einem weidenumgebenen Bach und angelte. Plötzlich wurden die Weidenzweige hinter ihm befehle gezogen, ein Feldhüter erschien und fragte in ernstem Tone:

„Mein Herr, wie kommen Sie dazu, hier zu angeln?“
„Mein Freund, ich angle tragt der unwiderpropheten Gewalt des heroischen, intuitiven, menschlichen Genius über die von Gott gewollte Schwäche der armen Kreatur.“

Der Feldhüter kuckte.
„Ich bitte um Entschuldigung“, sagte er zaghaft, indem er die Milze zog und eine tiefe Verbeugung machte, „wie soll man aber alle diese neuen Verfügungen kennen!“

Fliegen

„Utinam...“ sagten die alten Römer — o, daß doch diese meine Ueberchrift ein Verbum wäre und etwa die Tätigkeit eines Piloten bezeichnete! Unser aller erfüllte Sehnsucht, los von der Erdenkugel durch die Luft zu gondeln!

Aber ich, hier ist anderes gemeint, Unangenehmes, Sommerlästiges — ja, ganz recht, ein Substantivum im Plural — die Fliegen!

Wutentbrannt tauche ich meine Feder in scharfe Ränge: Euch gilt es, ihr unerträglichen Krabbler, Schwirrer, Blutsauger! In gärenden Fliegengift habt ihr die Milch der frommen mitteleuropäischen Denkart mir verwandelt.

Ich bin entschlossen!

Da kann ja der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn er unausgeseht sein edles Haupt gegen Angriffe bald von rechts, bald von links, von vorn und von hinten im Nacken verteidigen muß. Ein ganz tüchtiges Biest ist mir richtig den Hals hinuntergestochen und hat mir ein natürliches Kratzenknöpfchen angezaubert.

Ich schlage aus, rechts, links, immer toller, natürlich mit dem einzigen Erfolge, daß ich mir selbst schallende Ohrfeigen verleihe.

Beharrlichkeit eines Menschen hat schon manchmal Bewunderung erregt; der dreiste Batter, der zubringende Haufener, ja selbst Büchsenreißende und Verführungsagenten, die doch in Hartnäckigkeit Großartiges leisten, sind wahre Stümper gegen eine Fliege, die nun einmal auf meiner Schlafzartenarie Platz nehmen will. Sie will eben. Nach einer Weile. Verlage sie zwanzigmal, dreißigmal, igrmal, sie kommt wieder.

Am Kaffeetisch begann der Tragedie zweiter Teil. Eine Biene ist allzu leicht gereizt, sticht und stirbt. Wespen sind ungeheuer nachsichtig und verstehen mitunter auch einen Spaß falsch.

Die Fliege ist unheimlich, eßig, unappetitlich, ein mißgeborener Bazillenträger!

Weiß man, was alles hinterbleibt, wenn eine am Rande meiner Tasse herumturnt? Oder gar, wenn sie am Kompost genippt hat? Garnicht zu reden von der Zwangsverstellung, daß man jeden Augenblick zwischen den Zähnen mit Kuchen und eingemachten Krüchen ein Kerbtier zertrümmen kann!

Seht verlammen sich vier an einem Zuckerklümpchen, seht sechs an einem Krümchen Gebäck, seht zehn um die Milch, an der Milch, in der Milch —

Wenn man euch schon laufen sieht, da weiß man Bescheid.

Das geht einfach so, wissen Sie, so — wie soll ich sagen — „schubs!“, als wenn die Füße nur geglitten wären, alle sechs auf einmal. So geht doch kein ordentliches Tier.

Unser Naturkundelehrer hat uns einmal aufgegeben, die Reihenfolge auszuprobieren, wie die Stubenfliege die Beine setzt. Er empfahl uns zu diesem Zweck, einer Fliege die Beine mit verschiedenen Farben anzumalen. Dann mußte das — theoretisch — unumstößlich zu machen sein. Ob der Herr Professor sich mit uns einen Scherz erlauben wollte, weiß ich bis heute nicht, jedenfalls vermute ich, daß das Experiment lebiglich einen Streifen ergeben hätte. Man hätte aber leicht herausbekommen können, ob die Bosheit dieser Gattung zum konzentrischen Angriff auf seine Gemütsruhe führt, oder ob jede einzelne Fliege ihre eigenen Wege geht.

Wie dem auch sei: Es wird auch einmal wieder Winter! Dann klebt ihr steif an der Wand oder todmatt an der Fensterscheibe, daß man euch streicheln kann. Und dann würdet ihr, glaube ich, gern aus der Hand fressen, statt uns zu ärgern und die Postkarten im Schaufenster zu befledern.

Dann lachen wir Hohn über euch, ihr Fliegen, — und sehn uns für den nächsten Sommer besser vor!

Toni Weber.

Nordischer Humor.

Zeugen.

„Bekennen Sie lieber gleich, Angeklagter! Wir haben 22 Zeugen, die gesehen haben, daß Sie den Diebstahl begingen!“

„Was das betrifft, Herr Richter, so kann ich Ihnen 500 Zeugen nennen, die es nicht gesehen haben!“

Viele Hindernisse.

„Also Deine Heirat ist aufgehoben worden, Erta?“
„Ja, Papa ist mit Erichs Stellung garnicht zufrieden, Mama mag seine Familie nicht, Tante Emmi findet, daß er zu nachlässig in der Kleidung ist und...“

„Und Du, Erta, was meinst denn Du? Das ist doch schließlich am Wichtigsten?“

„Ich finde eigentlich, daß ich warten sollte, bis er mich fragt...“

Es reicht nicht hin.

„Wie teilst Du denn Dein Gehalt ein?“
„Etwas 30 Prozent für Miete, 30 Prozent für Kleidung, 40 Prozent für Essen und 20 Prozent für Vergnügen!“

„Aber das sind ja 120 Prozent!“

„Ja, leider, leider!“

Gutes Gedächtnis.

„Und wann soll ich Dir das Versprechen gegeben haben?“

„An einem der beiden letzten Tage im Februar, meine Liebe!“

„Aber, Hermann, im Februar fehlen doch die beiden letzten Tage!“

Unterhaltung.

„Wir gehen niemals zu Beschlüssen, obwohl sie uns andauernd einladen!“

„Auch am besten so — ich habe nämlich gehört, daß sie Euch darum immer zu sich bitten, weil Ihr niemals kommt!“

Admen und Wollen.

„Erich, kannst Du mir hundert Mark leihen?“

„Ich kann schon — aber ich will nicht!“

„Glaubst Du denn, daß ich sie Dir nicht zurückzahle?“

„Du willst schon, aber Du kannst nicht!“

Ein Pilz, den man lieber nicht anrührt.

Ein japanischer Professor hat kürzlich in seinem Vaterlande einen bisher unbekannten, hellgrün gefärbten Pilz entdeckt, der unter laudendem Raub und Stroh gedeiht und offenbar nur mit der Feuerzange angefaßt werden darf. Waratatake Modote, wie ihn der Gelehrte getauft hat, liebt es nämlich nicht, berührt zu werden, und die Menschen haben allen Anlaß, die Abneigung zu teilen. Ein Freund des Entdeckers, dem dieser ein Stück Pilz gab, mußte sein Interesse bald büßen; denn nach zehn Minuten war er schwer betrunken. Ein anderer Mann, der einen ganzen Pilz in die Hand nahm, verfiel nur wenige Minuten später in einen panischen Zustand.

„Ich hätte ihn schon öfter verlaufen können, aber ich tue es nicht, weil er meinem Seligen so ähnlich sieht.“



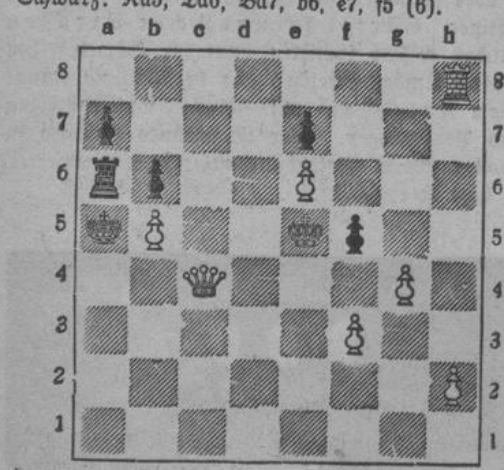
SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 28 von D. Fuß.

(Münchener Illust. Presse)

Schwarz: Kc5, Ta8, Ba7, h8, e7, f8 (8).



Weiß: Kc5, Dc4, Th8, Bb5, e6, f3, g4, h2 (8).
Matt in 3 Zügen.

Meisterturnier in Bad Nendorf.

Vom 24. Juli bis 4. Juli 1935 fand in dem Ostseebad Nendorf ein internationales Turnier statt, an dem sich außer den 6 deutschen Vertretern 6 Meisterspieler der nordischen Staaten beteiligten. Der Schlußstand des Turniers ist folgender: 1. Stahlberg-Schweden 8 P., 2. Richter Berlin 7½, 3. Ahues-Berlin 6½, 4.—5. Reinhardt-Hamburg und Nielsen-Dänemark je 6, 6.—7. Lange-Essen und Stolz-Schweden je 5½, 8.—10. Andersen-Dänemark, Brinmann-Riel und Rasmussen-Finnland je 4½, 11. Koch-Berlin 4, 12. Halvorsen-Norwegen 3½ Punkte. Im Gesamtergebnis siegte die deutsche Vertretung mit 19 Punkten vor den Nordländern mit 17 Punkten. Nachstehend bringen wir eine Glanzpartie R. Richters, des besten deutschen Vertreters.

Partie Nr. 51. Französischer Verteidigung.

Weiß: Richter (Berlin) Schwarz: Nielsen (Dänemark)

1. e2—e4 e7—e6

2. d2—d4 d7—d5

3. Sg1—c3 Sg8—f6

4. Lc1—e3 Lb8—e4

5. Sd3—e4 Lf8—e7

6. Lg5—f6 Lc7—f6

Spielbar, aber sehr verpflichtend, ist das Schlagen mit dem g-Bauern.

7. Sg1—f3 Sg8—d7

8. Lf1—d3 0—0

Hier ist sofort c7—c5 möglich, wie sich aus folgenden Varianten ergibt: 9. d4xc5 (9. Sxc5, 10. dxc5, Da5+ nebst dxc5 wäre für Schwarz vorteilhaft) Sxc5, 10. Lb5+, Kc7! 11. Dxd8, Txd8, 12. Sxc5, Td5! usw. Auf 12. Sxc5 Kxf6 steht Schwarz sogar eine Nische besser.

9. Dd1—e2 c7—c5

10. 0—0—0 c5xd4

11. g2—g4 ...

Weiß opfert einen Bauern, um möglichst rasch zur Entfaltung seiner Streitkräfte auf dem Königsflügel zu kommen. 11. Sxc5 nebst Sxd4 würde schon bald zu einer Stellung mit starkem Remischarakter führen. Das interessante Bauernopfer, dessen völlige Korrektheit hier nicht näher untersucht werden soll, bringt jedenfalls Spannung und Schärfe in den Partieverlauf.

12. ... e6—e5

13. g4—g5 Lf6—e7

14. h2—h4 Db8—a5

15. Kc1—b1 Sd7—b6?

Das Entfernen dieser Verteidigungsfigur vom Königsflügel rächt sich bitter. Es folgt sogleich eine Nischenüberfallung.

16. Sd4—f6+! Lc7xf6

Schwarz hatte kaum etwas Besseres. Auf gxf6 folgt 16. gxf6, Lxf6, 17. Sg5 usw. mit starkem Angriff.

17. g5xf6 Lc8—e6

18. a2—a3 ...

Auf b2—b3 wäre Sd5 unangenehm.

17. ... g7—g6

18. h4—h5 Sg6—d7

19. h5xg6 h7xg6

20. Th1—g1 Sd7xf6

21. Sg3xe5 Tf8—e8

22. Ld3xg6 Lc8—a2

23. Kd1—a2 Lc8—e6

24. Dc2—c4! Sg6—d5

25. Lg6—b3+ Kg8—f8

26. Th1—h8+ Kf8—e7

27. Th8xa8 Aufgegeben.

Vom Mannschaftsmeisterturnier in Swinemünde.

Partie Nr. 52. Damengambit.

Weiß: Leonhardt-Königsberg. Schwarz: von Holzhausen-Magdeburg.

1. d2—d4 d7—d5

2. Sg1—f3 Sg8—f6

3. c2—c4 c7—c6

4. e2—e3 e7—e6

5. Lf1—b3 ...

Gewöhnlich geschieht erst Sc3; Leonhardt hält aber den Textzug für härter, er will damit die Möglichkeit ausschalten, nach 5. Sc3, bxc4, 6. Lc4, b5 nebst evtl. b4 zum Springerrückzug genötigt zu sein.

6. 0—0 Sg8—d7

7. Sd1—c3 Lf8—e7

8. b2—b3 b7—b6

9. Lc1—b2 Lc8—b7

10. Dd1—e2 c6—c5

11. Sg3—e5 Sd7xc5?

Darauf bekommt Weiß das überlegene Spiel. Besser war es, mit dem Schlagen auf e5 zu warten, bis Weiß f2—f4 gezogen hatte.

12. d4xe5 Sg6—d7

13. f2—f4 g7—g6

14. Ta1—d1 Db8—c7

15. e4xb5 e6xb5

16. Sc3—b5 Dc7—b8

17. Dc2—g4 Lb7—c8

18. Dd1—c1 Tf8—c8

Damit soll Sd4 verhindert werden; nunmehr kommt es aber zu einer scharfen Attacke auf dem Königsflügel.

19. e6—e6! Sd7—f6

20. Dg4—h4 b5—b4

Auf Kg7 fand dem Weißen in f5! eine starke Antwort zur Verfügung. — Das mit dem Textzug eingeleitete Manöver, das den Führer der schwarzen Steine in Vorteil zu bringen scheint, wird von Weiß auf hübsche Weise widerlegt.

21. e6xf7+ Kg8xf7

22. f4—f5 g6—g5

23. Dd3—c4+ Kf7—g7

24. Dd4xg5+ Kg7—h7

25. e3xb4 Lc8—g8

26. Lc4xg8 Dd8xg8

Schwarz hat bisher alles sehr schön vorausberechnet. Dg5 und Sd5 sind bedroht. Nach dem Tauf auf g8 sind die beiden Drohungen Lxg2 und Lxb5 nicht mehr zu parieren.

Aber die Kombination hat doch noch einen Haken, denn auf

27. Sd5—d6! läßt der schöne Traum aus. Auf Dxc5 folgt nunmehr Sg7+ nebst Sxc5. 27. Lxb6 Dxc6+ geht noch schneller für Schwarz verloren.

27. ... Dg8xg5

Jäheren Widerstand konnte Schwarz mit Ld5 leisten; es könnte dann folgen: Dd2, Lxb6, bxc5, Lc7, Tc1 mit allmählichem Gewinn für Weiß.

28. Sd6—f7+ Kf8—g8

29. Sg7xg5 Sg6—b5

30. Sg5—e4 Sd5—e3

31. Tf1—f4 Ta8—b8

32. f5—f6 Lc7—f8

33. f6—f7+ Kg8—g7

34. b4—b5+ Aufgegeben.

Schachnachrichten.

Vorkämpfe um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft. In Bad Swinemünde siegte Berlin ganz überlegen mit 21 P. vor Sachsen mit 12 P. Im dritten Kampfplatz, in Bad Wiesbaden, war der Landesverband Baden mit 17 P. vor Bayern, allerdings mit viel Glück, freigeig, Niederelbien, Niederrhein, Berlin, Sachsen, Baden und Bayern sind demnach die Teilnehmer an der Endrunde um die deutsche Mannschaftsmeisterschaft.

Internationales Turnier in Zürich. An dem Ende Juli in Zürich stattfindenden internationalen Turnier nehmen, wie nunmehr feststeht, neben den an dieser Stelle bereits erwähnten Meistern Dr. Aljechin, Bogoljubow, Dr. Eme, Flohr, Nimzowitsch und Bernheim auch der frühere Weltmeister Dr. Lasker, der italienische Vorkämpfer Rolletti sowie der Sieger von Nendorf, Stahlberg, teil. Außerdem werden sieben Schweizer Meister mit diesen Weltspitzenpielern ihre Kräfte messen. Das Turnier verpricht sich für die ersten Klaffen Begegnung hochinteressant zu werden.

Turnier der unbekannten Schachspieler. Der Großherzog von Baden hat, alle bisher noch abseits stehenden Freunde des edlen Schachspiels für die Ziele des Großherzoglichen Schachbundes zu gewinnen, veranstaltet in Kürze ein Turnier, an dem sich alle weniger geübten Spieler, die bisher noch an keinem ersten Turnier teilgenommen haben und bisher auch keinem Verein angeschlossen waren, beteiligen können. Turnierbeginn ist für die 3. August und für die Außenbezirke am Montag, 16. Juli. Für das Turnier der Innenbezirke ist der 3. August als Spielfeld vorgesehn. Der Kampf beginnt um 8 Uhr abends. Die Außenbezirke tragen die Kämpfe in eigenen Gruppen aus. Für die Sieger sind wertvolle Preise ausgesetzt.

Bonnie's Obst- und Limonade

Wenn die Früchte reifen . . .

Oh ihr Tage voll Duft und Blütenfülle! Härter raucht das Laub als im lichtgrünen Mai! Heißer brennt die Sonne, goldschwer wogen die Felder . . . Das Licht flirrt und flimmert über hängende Uferweiden, dringt in das Waldesbündel und überschüttet den Augarten, darin der Sommer seine ersten Ernten zu süßer Reife loht.



Füllen der Flaschen mit Fruchtsaft

vom Feuer, rührt um, läßt verköcheln und füllt das Gelee in Gläser, die mit Pergamentpapier verschlossen werden.

Stachelbeer-Gelee.

Ganz reife, möglichst rote Stachelbeeren werden gewaschen und gehen durch die Presse, ohne daß man sie ihres Krönleins und ihres Stiels beraubte. Die Zubereitung ist die gleiche wie von Johannisbeer-Gelee.

Kirschen-Kompott.

Die Früchte werden gewaschen, von den Stielen befreit und entkernt. Wer den herben Bittermandelgeschmack liebt, geschlägt ein paar Kirschensteine und füllt jedes Glas ein paar Kernchen bei. Die Kirschen werden lagenweise in Gläser gebrückt und jedes Liter mit 400 Gramm Zucker vermischt. Man sterilisiert gemäß Vorschrift der Apparaten beigegebenen Büchlein. Ausdrücklich bemerken möchte ich noch, kein Wasser zufügen, da Kirschen mehr als reichlich Saft ziehen.

Der Rumtopf.

Erdbeeren werden gereinigt, in einen Steintopf getan und mit geläutertem heißem Zucker, 500 Gramm auf die gleiche Menge Früchte, übergossen. Dann gießt man eine halbe Flasche Rum dazu und bindet den Topf fest zu.

Nach einigen Tagen sieht man nach, ob der Saft darüber steht, sonst gibt man noch etwas Zucker hinein. Bald darauf kommen ausgelesene Kirschen dazu, wieder ebensoviel Zucker und noch ein Glas Rum. Auf die gleiche Weise schichtet man nach und nach Aprikosen, Pflaumen und Himbeeren darauf und gießt gleichzeitig ein wenig Rum nach, so daß der Saft immer etwas darüber steht.

Pflaumen-Kompott.

Feste, reife Früchte werden mit einem sauberen Tuch abgerieben und kommen mit dem Stein lagenweise in die Gläser. Auf ein Literglas werden 150 Gramm Zucker dazwischen gestreut und das Glas wird bis zum Rand mit frischem Wasser gefüllt, mit Gummiring und Deckel geschlossen und sterilisiert.

Apfel-Kompott.

Zu diesem Kompott eignet sich auch Fallobst. Die Früchte werden sorgfältig geschält, mit Zucker und Stangenzimt zerlegt, in Gläser gefüllt und sterilisiert.



Der Rumtopf

Die Früchte werden nacheinander, wie die Saison sie bietet, in Rum, Wasser und Zucker eingelegt und an kühlem Ort aufbewahrt.

Birnen-Kompott.

Kleine Birnen werden geschält und ungeteilt in Wasser weichgekocht, herausgenommen und die Birnenhälften mit einigen Nekteln, 125 Gramm Zucker, einem Stückchen Zimmt und dem Saft einer halben Zitrone für jedes Literglas, solange eingekocht, bis ungefähr ein Viertel Liter für jedes Glas übrigbleibt. Man schüttet den Saft mit dem Zimmt und den Nekteln über die eingeschnittenen Früchte und sterilisiert bei 90 Grad.

Vom Dörren des Obstes.

Äpfel werden geschält, in Scheiben geschnitten und von Kernen befreit. Fleischbirnen werden nicht geschält. Größere und harte Birnen müssen leicht vorgegärtet werden. Der Ofen oder die Dörre wird auf 100 Grad erwärmt, wenn die Frucht hineinkommt und darf dann 110 Grad nicht übersteigen. Für Scheibenobst rechnet man acht Stunden, für ganze Früchte ungefähr dreizehn Stunden. Steinobst muß bei 75 Grad dörren und darf erst allmählich auf 100 Grad gesteigert werden. Das Aufbewahren geschieht am besten in Stoffbeuteln, freihängend, in einem möglichst staubfreien Raum.

Keine Obst-Büchse.

Die sorgfältig gereinigten Früchte werden in ein Glasgefäß geschüttet und vollkommen mit reinem Alkohol bedeckt. Man schüttet das Gefäß vor Staub und läßt es mindestens sechs Wochen an einem sonnigen Platz stehen. Dann wird der Ansatz filtriert und weiter verarbeitet.

Himbeer-Büchse.

Zweieinhalb Liter Extrakt aus reifen Garten-Himbeeren, ein und einhalber Liter destilliertes Wasser und ein Liter Fruchtzucker werden miteinander vermischt und auf Flaschen gefüllt. Sehr zu empfehlen!

Ruß-Büchse.

Aus unreifen Nüssen, die um die Juniwende gepflückt werden müssen, stellt man den Extrakt her. Wenn er fertig ist, mischt man ihn mit 1 Liter Alkohol, 1/2 Kilo Zucker und 2 Litern destilliertem Wasser.

Obstweinbereitung

Johannisbeerwein — nach Großmutter's Rezept.

Man zerstampfe die von den Stengeln gepflückten, vollkommen reifen Johannisbeeren in einem hölzernen



Fruchtsaftpresse

Gefäß, lasse sie 24 Stunden an einem kühlen Orte stehen, presse den Saft durch ein vollkommen sauberes, geruchsfreies Tuch, vermische ihn mit Zucker (1 Liter Saft 100—150 Gramm) und gieße ihn in ein Faß, das mit

offnem Spunde bis zur vollendeten Gärung ruhig im Keller liegen bleibt. Darauf fülle man das Faß mit einem anderen Teil ebenfalls gegorenen Saftes wieder voll, spunde zu und lasse es zwei Monate ruhen. Seht gibt man den Wein auf ein anderes Faß (der Bodensaft muß zurückbleiben), läßt ihn wieder fünf bis sechs Monate ruhen und gießt ihn dann auf Flaschen ab.

Apfelwein oder Cider.

Zur Zubereitung von Apfelwein sind alle Äpfel tauglich, doch er wird besonders fein im Geschmack, wenn man eine aromatische und zuckerreiche Sorte dazu verwendet. Man zerqueticht die Äpfel, preßt den Brei durch die Presse und füllt den Saft auf Fässer. Er kommt ohne jeden weiteren Zusatz sehr bald in Gärung. Nach einigen Tagen werden die Fässer mit ebenfalls gegorenem Apfelmohr vollgefüllt, verspundet und bleiben sechs Mo-

nate ruhig im Keller liegen. Erst nachdem der Wein sich vollkommen geklärt hat, wird er auf andere Fässer abgezogen. Nach abermals einigen Monaten wird er auf Flaschen gefüllt.

Die Heilkraft des Obstes

Wir wissen alle, daß Obst gesund ist. Auch wenn man es kocht und verarbeitet, behält es ein gut Teil seiner heilenden und kräftigenden Bestandteile. Es ist daher wissenschaftlich, die gesundheitliche Wirkung unserer Früchte einmal festzuhalten:

- Stachelbeeren bewahren sich bei Drüsenkrankungen.
- Kirschen sind Blutreiniger.
- Erdbeeren sind Blutbilder.
- Brombeeren sind ausgezeichnet gegen Blutarmut. Sie enthalten sehr reichlich Eisen und Phosphor.
- Himbeeren wirken fieberstillend, wenn man den Saft ausgepreßt und mit Wasser gemischt verarbeitet. Für Gesunde haben sie eine den Darm anregende Wirkung.
- Johannisbeeren müssen mit Bedacht der menschlichen Nahrung zugeeignet werden. Ihr hoher Prozentsatz Frucht säure wirkt lösend, doch richten sie bei zu reichlichem Genuß eine allgemeine Mitleidung des Körpers an. Mäßig genossen sind sie eines der besten Blutreinigungsmittel.

Praktische Winke

An Stelle eines Einkoch-Topfes kann man auch einen gewöhnlichen Kochtopf verwenden, den man fünf Zentimeter hoch mit Feu auslegt.

Um Arbeit zu sparen, verwendet man in den letzten Jahren eine im Handel käufliche Zutat, die das Gellieren des im Obst enthaltenen Pektinstoffes begünstigt.

Die kleine Flaschen-Rorkmaschine kostet wenig Geld und ist wegen ihrer praktischen Hilfeleistung fast unentbehrlich.

Stärkegrade und Zeitdauer beim Sterilisieren.

Stärkegrad (Celsius)	Zeitdauer
Kernobst 80°	20—30 Minuten je nach Reife
Steinobst 80°	20 Minuten
Beerenobst 75°	15 Minuten
Erdbeeren 75°	18 Minuten
Fruchtsäfte 75°	20 Minuten.

Das ganze Haus duftet nach Sommer. Da wir das Einkochen in die frühen Morgenstunden verlegen, wird mehr ein heiteres Fest als eine anstrengende Arbeit daraus. Süßigkeit erfüllt die Luft, quillt rot leuchtend in Flaschen und Gläser. Die Amseln singen, der junge Tag glänzt in Licht und Tau . . .

Ein Sommer ohne Einmachefest ist kein Sommer . . .

Die Köchin spricht

Russische Eier. Frische Eier sechs Minuten kochen, kalt abschrecken und der Länge nach durchschneiden.

Vorsichtig das Gelbe herausnehmen und mit einem Quirl zerreiben. Auf jedes Eigelb einen Teelöffel seines Öl, eine Prise Senf, Salz, Pfeffer und Zucker und einige Tropfen Zitronensaft, alles gut verrühren, wieder in die Eierhälften hineinfüllen und mit Kapern verzieren.

Kräuterremoulade: Von vier Eiern und 1/4 Liter Öl rührt man eine Mayonnaise, würzt sie mit fein gewiegten Kräutern, Salz, Zitronen, etwas Senf und einer Prise Zucker und Pfeffer.

Verlobung und ihre Folgen

Eine Rechtsberatung

Unter Verlobung versteht man im juristischen Sinne den familienrechtlichen Vertrag, in dem sich zwei Menschen das gegenseitige Versprechen künftiger Eheschließung geben. Personen, die in der Geschäftsfähigkeit beschränkt sind, also Minderjährige oder Entmündigte, bedürfen zur Eingehung eines rechtswirksamen Verlobnisses der ausdrücklichen oder stillschweigenden Genehmigung des gesetzlichen Vertreters. Chemündigkeit ist nicht erforderlich. Während also eine Frau vor Vollendung des 16. Lebensjahres selbst bei Einwilligung der Eltern oder des Vormundes eine Ehe nicht eingehen darf, kann eine Verlobung sehr wohl erfolgen. Sie kann formlos geschlossen werden, insbesondere ist ihre Gültigkeit nicht vom Tragen der Verlobungsringe, von der Bekanntmachung oder ähnlichem abhängig.

Die Verlobten gehören rechtlich nicht zur Familie des anderen Verlobten. Beachtlich ist dabei, daß Braut und Bräutigam trotzdem als familienrechtliche „Angehörige“ angesprochen werden. Das ist bedeutsam für die eventuelle Verweigerung des Zeugnisses vor Gericht; wenn beispielsweise die Braut vernommen werden und gegen ihren Verlobten aussagen soll, kann sie die Aussage verweigern.

Die wichtigste Rechtswirkung ist die Verpflichtung zur Eheschließung. Sie führt jedoch nicht so weit, daß ein klagbarer Anspruch besteht. Die Verlobung hat noch eine Reihe von anderweitigen Rechtswirkungen, die bei der Auflösung des Verlobnisses in Frage kommen. Der Rücktritt ohne wichtigen Grund verpflichtet zum Schadenersatz. Dabei ist jeder Schaden zu ersetzen, den der andere Verlobte dadurch erlitten hat, daß er in Erwartung der Ehe Aufwendungen gemacht hat oder Verbindlichkeiten eingegangen ist. Diese Bestimmung wird in erster Linie für die Braut zutreffen; hat sie im Hinblick auf die beabsichtigte Ehe ihre Stellung aufgegeben, oder hat sie schon Anschaffungen für die Aussteuer gemacht, so haben sowohl sie als auch die Eltern, die an diesen Aufwendungen beteiligt waren, einen Erstattungsanspruch gegenüber dem Verlobten. Veranlaßt der Mann durch eigenes Verschulden die Braut zum Rücktritt von der Verlobung, kann sie auch in diesem Falle die Schadenersatzansprüche geltend machen.

Frau Mode empfiehlt

Noch einmal: Sommerkleider.

Sehr hübsch ist ein weißes Kleid aus Rohseide mit gelben Tupfen. Dazu trägt man eine Jacke aus brauner Wolle und einen seidenen Schal in weiß-gelb.

Ganz leichte Wolle, die zur Zeit in besonders guter Qualität in Süddeutschland hergestellt wird, eignet sich hervorragend für Kleider und Kostüme mit sportlichem Einschlag.

Neue Wäsche.

Neben feinem Leinen und bunter Wäsche gibt gegenwärtig Batist als letzte Neuheit der Wäschemode. Farbige Hemden, Unterkleider und Hemdhosen in zarten Tönen stehen neben den sehr beliebten gemusterten Wäschestoffen. Von winzigen Streublumen überfärbt, sehen sie fast wie zarte Sommerkleider aus. Auch Nachjacken und -häubchen, Taschentücher und Blumen sind aus diesem gemusterten Material gearbeitet oder mit kleinen Kreuzstichstickereien geschmückt.

Ein wenig Praktisches.

Seidene Tücher wäscht man am besten in Kartoffelwasser. (Man preßt rohe Kartoffeln aus.) Auf diese Art laufen die Farben nicht aus und der Glanz bleibt erhalten.





Dreitägige Schiffsreise nach Vorn
hoben und Frankfurt (Dom, Frauen-
riedens) in der vorliegenden Ausgabe
Dienstag bis Donnerstag, 21. bis 23. August
Preis 16,75 RM. St. Westph. Vornehung an
Bilgerleitung der Wasserfahrt des Rie-
derheims, M. Gabbach-Rheinbahn

Die staatlich anerkannte Kranken-
pflegeschule des St. Aldegard-Kran-
kenhauses in Berlin-Charlottenburg,
Büchener Allee 12, bietet kath. jungen
Mädchen Gelegenheit zur

**Ausbildung
in der
Krankenpflege**
Anfang des Kurses 1. Oktober und
1. April. Auskunft durch die Oberin

Klara-Fey-Haus
Haushaltungsschule und Haush. Pensionat,
letzteres mit 12 u. 14-jähr. Lehrgang
Gedieg. Ausb. d. M. M. Preise, Beginn
des Wintersemesters 4. Sep. 1934 (3861)
Schweine n. v. a. Kinde Jesu,
Bonn, Koblenzer Straße 65.



**Bei Müdigkeit und
Rückenschmerzen der Frauen**
hat der Thalysia-Original-
Frauengurt, in ungeräbten
Falten rasche und dauernde Er-
leichterung gebracht. Wohl-
form-Frauengurt von
11.50 M. an. Bei Krankenkassen
zugelassen. Unverbindliche An-
probe u. fachliche Beratung nur im

THALYSIA
Reformhaus Münster
Rudolph & Cericus in Münster,
Alter Steinweg, hinter
Lambertikirche. Fernruf 26029.

An alle Kranke!
Behandle alle inneren und äußeren
Krankheiten, auch chronische Leiden.
Viele Dankbriefe. Gute Heilerfolge.

**E. Wilking,
Heilpraktiker**
Münster, Gärtenstraße 11a.
Sprechstunden: Dienstags u. Sams-
tags u. 10-12 Uhr u. p. 3-5 Uhr.
Sonntags von 10-12 Uhr. (3873)

**Deilmühle
Bornholt**
in Weseke, Kreis Borken
Gegr. 1829. Fernr. 208.
Leistungsfähigster Betrieb des Mün-
sterlandes, amtlich zugelassen, ver-
arbeitet Delaaten aller Art im Lohn
gut und preiswert. — Anträge erb.



ADLER TRUMPF
Autorisierte Vertretung
Fischer & Co., Münster
Adolf-Hitler-Straße 48.
Telephon 23644/45.

Kriecherschnecken
Kaue ohne Unterbrechung bis Ende
Oktob. große und mittlere
Schnecken. Besuche die allerhöchsten
Preise und immer mehr als jede
Konkurrenz, man sie heißen wie sie
will. (3238)

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Schon für RM. 32,—
Spez. Rad mit
Freil., Rücktritt-
Bremsen. Fordern
Sie d. Kall 34, er
bringt bill. u. gute
Räder in Chron.
Lp. dir an Priv.
Jul. Morin. Postf. 34, Kehl (Baden).

Modern für den Hochsommer sind
Georgettes, Organdy, Leinen
immer wieder Neuheiten darin finden Sie bei

Reekers & Co.
Münster i. W., Salzstraße 45.

**Das nahe Ziel für Wochenend
und Ferien!!!**

**Steigen Sie
einmal in
Soest aus**
es lohnt sich...

Möhnesee
Das Seebad
im Herzen
Westfalens

Arnsberg
überrascht...

Auskunft u. kostenlose Werbeschriften durch die Verkehrsämter Soest u. Arnsberg u. den Verkehrsverein Möhnesee

**Viel Geld
sparen Sie**

**Kauen Sie Ihre
Möbel**
in der Möbelfabrik
Detmold bei der
Detmolder
Holzmöbel-Ind.
d. Wegmann
G. m. b. H.
Detmold Elbe.
Kleiner direkt
an Private.

**Bücher fucht
Bachung**
von 15-30 M. an,
baldigt. Verleihe
übernimmt auch
Fortarbeiten.
Off. erb. un'er
1550 an die Sa-
ternier Zeitung in
Münster. 371

**Für sofort ein
geort., gut erhalt.
Selbstfahrer
ob. Fahrstuhl
geucht.**
Kriegsopferer-
lorie u. ottop.
Rathaus Platz 13

Hülsbömer & Weischer
Fernruf 25430 Münster i. W. Wermelingstr. 9a

Das Elektromotoren-Reparaturwerk des Münsterlandes
für Industrie, Landwirtschaft und Gewerbe, die Ankerwickel-
für jedermann. Neue und gebrauchte Elektromotoren.
Veredelter Sachverständiger
für das Elektromaschinenbauhandwerk.

Garagen
Jagdhütten - Fahrrad-
ständer - Weibeleubauten

**Siegeler Akt.-Ges. für Eisenkonstruktion,
Brückenbau u. Verzinkerei, Geisweid i. W., Postl.**
(Eigenes Weibeleubautenwerk und Verzinkerei).
Verleiter: Carl Mordfeld, Rheine i. W., Hindenburgstr. 7
Telephon 645.

Lange 000
die Insel der Nordsee-
Naturschönheit
Sehr billige Preise

**Schwerhörige
am Familientisch**

kommen sich oft ausgeschlossen vor, denn
sie vermögen den Familiengesprächen gar
nicht oder nur mit großer Mühe zu folgen.
Benutzen Sie den uneffizienten, lauten
und kläglich klingenden Hörapparat „Overhore“
und Sie hören ohne Mühe alles, was man
spricht. Preis von RM. 27,- an. Vorführung
unverzüglich auch in Ihrem Hause. [H6]

Optische Anstalt Overhage
Münster i. W., Prinzpalmarkt 3.



**BILLIGE
LONDONREISEN**
mit dem deutschen M.S. »Monte Pascoal«

Fahrtpreis einschl. voller Bordverpflegung,
auch während der Liegezeit in London, von RM. 60,- an

ab Hamburg	an London	ab London	an Hamburg
30. Juli	1. August	3. August	5. August
7. August	9. August	11. August	13. August
14. August	16. August	18. August	20. August
21. August	23. August	25. August	27. August
28. August	30. August	1. Sept.	3. Sept.
4. Sept.	6. Sept.	8. Sept.	10. Sept.
11. Sept.	13. Sept.	15. Sept.	17. Sept.
18. Sept.	20. Sept.	22. Sept.	24. Sept.

Beischiffungsfahrten durch London, Ausflüge nach Eton College, den
Schlossern Windsor, Hampton Court, Warwick und Blenheim, nach
Stratford-on-Avon, dem Geburtsort Shakespeares, der Universitätsstadt
Oxford und nach der Insel Wight.

Zur Flottenschau in der Ostsee
27.-30. August ab und an Hamburg mit M.S. »Monte Rosa«
Fahrpreis einschl. voller Verpflegung von RM. 35,- an
Kostenlose Auskunft und Prospekte durch die
amerikanische Dampfschiffahrt-Gesellschaft
Hamburg-Holzbrücke 8

Hamburg-Süd
Reisebüro M. Lückertz,
Münster i. W., Drubbel 4.

Jagd-Verpachtung.

Die Jagdnutzung in den gemeinschaftlichen Jagd-
bezirken der Gemeinde Raesfeld wird am Montag,
den 30. d. Mts., nachm. 4 Uhr, in der Wirtschaft
Grundmann in Raesfeld auf die Dauer von 9 Jahren
und 7/12 Monaten, beginnend mit dem 16. August
1934, öffentlich meistbietend verpachtet.

Die Gemeinde ist in folgende 4 Jagdbezirke ein-
geteilt:

Bezirk I	515 ha
Bezirk II	508 ha
Bezirk III	505 ha
Bezirk IV	545 ha

Neben einem guten Rebbe enthält die Jagd
Hafen, Fasanen und sonstige Niederwild.

Die Verpachtungsbedingungen liegen vom 12. d.
Mts. ab 14 Tage lang bei dem unterzeichneten
Jagdborsteher öffentlich aus.

Einpächter nach § 16 Abs. 3 des Jagdgesetzes
sind während der Auslegungsfrist beim Jagdborsteher
zu erheben.

Als Bieter werden nur solche Personen zugelassen,
bei denen die Voraussetzungen des § 17 des Jagd-
gesetzes gegeben sind.

Raesfeld, Kreis Borken i. W., den 2. Juli 1934
Der Jagdborsteher.

**Helle Begeisterung
Farbenfrohe Stimmung**

bringen die Teppiche, Läufer, Gar-
dinen, Dekorationen vom

Teppichhaus Jeggel
Münster i. W., Salzstraße 24.
Ständig Fabrikposten und
Läuferreste unter Preis.

Auto-Reifen

Neugummierungen werden nur in
Atlantik-Vollmülden unter
Garantie ausgeführt. — Reparaturen
an Decken und Schläuchen billigst. Kaue
jeden Posten gebrauchte sowie abge-
tunte Autoreifen. (3864)

Großes Lager in sämtl. neuen Reifen
neugummierte sowie gebr. Reifen billig.

Autobereifungshaus und Neugummierwerk

Hans Stieglitz
Münster i. Westf. Telephon 26837.
Georgskommende 13.

Familien-Anzeigen
in der
Zeno-Zeitung

finden im Emsland, Münster-
land und am Niederrhein größte
Beachtung und Aufnahme.

**Die letzten
Arbeits-
beschaffungs-
Lose**

21. u. 22.
Juli
Ziehung

1 1/2 Millionen Mk. Gewinne

**Sächsische
Bettededern-**

Fabrik Paul Hoyer, Dellitzsch 48
Provinz Sachsen, Annerstraße 4,
sendet Ihnen nur allerbeste,
sichere reelle Qualitäten.

Bettededern werden billiger zu Fabrikpreisen
Ferner prima BETT-INLETT
Prüfen Sie selbst und verlangen Sie Proben und
Preisliste umsonst und postfrei.
A. Hoyer, Bedarfsdeckungsunternehmen.

Echte Daunendecken

Suchen Sie eine Stellung?

Haben Sie sonst etwas der Mitwelt durch
eine Anzeige zu sagen?
Kommen Sie zu uns, wir nennen Ihnen die
geeigneten Blätter und vermitteln Ihre
Anzeigen ohne Aufschlag.

Ala Anzeigen-Aktiengesellschaft, Essen,
Juliusstraße 6.

Agenturen in Ahaus, Ahlen, Bocholt, Borken, Dorsten,
Dülmen, Emmerich, Gronau, Haltern, Ochtrup und Rheine.

Geld

erhalten Sie ohne
Mühe, wenn Sie
gute Besch. zu
Bauwerk u. Ar-
beiten haben oder
selbst bauen woll.

Schreiben Sie unt.
„Geld“ an die
Münsterländische
Volkszeitung in
Rheine. (3878)

**Benzinm. 08,
8 PS. Benz.
Fahrräder,
Radio, 3-Räder,
Apparat mit Bat-
terie. Marke Opel
alles sehr gut er-
halten, abzugeben.**

**C. Welfels,
Hofmüller
bei Geseke,
Mio ich 10.**

Heiraten

**Heirat. Ein-
zelermittelt**
Frau D. Gerlach
Münster-Mühlen-
straße 5. Tel. 1. a.
Sonntags, 4. u. 6.
Sonntags, 4. u. 6.
Sonntags, 4. u. 6.

**Handwerksm. 453,
Bau. u. nicht
ätheres kath. Mit-
glied können auf
1. Einverm. erm.
Off. mögl. u. Bild.
unter 1293 an das
Bocholter Volks-
blatt in Bocholt**

**Für katholische Kreise!
Heirat - Einheiraten!**
Frl. 20 S. Vermögen 138000 Mk.,
monatl. Mietsüberd. 400 Mk.,
Frl. 23 S. Vermögen 60000 Mk.,
Frl. 25 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 33 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 41 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 49 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 57 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 65 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 73 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 81 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 89 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 97 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 105 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 113 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 121 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 129 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 137 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 145 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 153 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 161 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 169 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 177 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 185 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 193 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 201 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 209 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 217 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 225 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 233 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 241 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 249 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 257 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 265 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 273 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 281 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 289 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 297 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 305 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 313 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 321 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 329 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 337 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 345 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 353 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 361 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 369 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 377 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 385 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 393 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 401 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 409 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 417 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 425 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 433 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 441 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 449 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 457 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 465 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 473 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 481 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 489 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 497 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 505 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 513 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 521 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 529 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 537 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 545 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 553 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 561 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 569 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 577 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 585 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 593 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 601 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 609 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 617 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 625 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 633 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 641 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 649 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 657 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 665 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 673 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 681 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 689 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 697 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 705 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 713 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 721 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 729 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 737 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 745 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 753 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 761 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 769 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 777 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 785 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 793 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 801 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 809 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 817 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 825 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 833 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 841 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 849 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 857 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 865 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 873 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 881 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 889 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 897 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 905 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 913 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 921 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 929 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 937 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 945 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 953 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 961 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 969 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 977 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 985 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 993 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1001 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1009 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1017 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1025 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1033 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1041 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1049 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1057 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1065 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1073 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1081 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1089 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1097 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1105 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1113 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1121 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1129 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1137 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1145 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1153 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1161 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1169 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1177 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1185 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1193 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1201 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1209 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1217 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1225 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1233 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1241 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1249 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1257 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1265 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1273 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1281 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1289 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1297 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1305 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1313 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1321 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1329 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1337 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1345 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1353 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1361 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1369 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1377 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1385 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1393 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1401 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1409 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1417 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1425 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1433 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1441 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1449 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1457 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1465 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1473 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1481 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1489 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1497 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1505 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1513 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1521 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1529 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1537 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1545 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1553 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1561 S. Vermögen 10000 Mk.,
Frl. 1569 S. Vermögen